

Rundbrief des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins

Rundbrief 138 - Dezember 2025



Hrsg. von Veronika Janssen

**Rundbrief des Arbeitskreises für
Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Schleswig-Holsteins**

Heft Nr. 138

ISSN 0172-9152

Redaktion und Gestaltung:

Dr. Veronika Janssen

Dorfstr. 1

25249 Westensee

v.janssen@kg-w.de

Druck:

Hansadruck Kiel

Titel: Die Kaserne an der Fackenburger Allee in Lübeck, Postkarte von 1897 (Sammlung O. Pelc); dazu in diesem Heft: Ortwin Pelc: Umsturzverdacht und Gesinnungsprüfung: Das Lübecker Militär und die Sozialdemokratie um 1890, S. 30ff.

Inhalt

Mitteilungen

Tagung auf dem Koppelsberg (22. -23. November 2025) (Kraack)	4
Neuerscheinung des Arbeitskreises: Fluch und Segen des Meeres	9
Projektaufruf: Geschichte in Bildern (Pelc)	10
Vor 800 Jahren – die Ankunft der Franziskanermönche in Lübeck (Kraack)	12

Beiträge

Heinrich Rantzau (1526–1598) sorgt sich um Pflege und Schutz von Denkmälern durch den Itzehoer Küster (Kraack)	16
Umsturzverdacht und Gesinnungsprüfung: Das Lübecker Militär und die Sozialdemokratie um 1890 (Pelc)	23
Vom Malatelier zum modernen Porträt – Foto Remmer (Olsen)	40
Die Verkörperung von Heimatgeschichte – Über das Wirken Konrad Struves in Elmshorn (Boehlke)	46
Kontaktaufnahme und Erfahrungsaustausch – die Stralsunder Museumsdirektorin Rieck besucht 1961 die Hamburger Museen (Danker-Carstensen)	52

Rezensionen

Auge/Hecht/Hoffarth (Hrsg.): Landesgeschichte und Heimatgeschichte. Eine Beziehungsgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert (Kraack)	63
Sylvina Zander: Zwischen „ehrbar“ und „liederlich“. Zur Geschichte der Frauen in Oldesloe vom 17. bis zum 19. Jahrhundert (Pelc)	67
Christina Deggim: Die Flüchtlingssuchkartei Stade/Elbe, vormals Flygtningeadministrationens Kartotek Kopenhagen (Janssen)	69
Oliver Auge: Kiels Geschichte im Fokus. 150 Jahre Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte (Kraack)	72

Autoren	75
----------------	----

Mitteilungen

Tagung des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins auf dem Koppelsberg bei Plön (22. -23. November 2025)

Ein Bericht von Detlev Kraack

Ende November 2025 haben wir uns wieder in größerer Runde auf dem Koppelsberg unweit von Plön oberhalb des Großen Plöner Sees versammelt. Dort haben wir wie jedes Jahr um diese Zeit mit Freunden und Gleichgesinnten aus nah und fern. – Insgesamt nahmen an der Tagung auf dem Koppelsberg teil: Rainer Adomat, Heide Beese, Fabian Boehlke, Peter Danker-Carstensen, Ole Fischer, Hans-Jürgen Hansen, Veronika Janssen, Detlev Kraack, Angrit Lorenzen-Schmidt, Claus-Hinrich Offen, Claus Olsen, Ortwin Pelc, Jens Quedens u. Ehefrau, Klaus-Dieter Redweik, Martin Rheinheimer, Björn Rogge, Martin Schröter, Rolf Schulte, Joachim Stüben, Jan Wieske und Frederic Zangel. Oliver Auge und Stefan Magnussen hatten kurzfristig abgesagt. – Referate aus den unterschiedlichsten Bereichen und Epochen gehört und zum Teil sehr lebhaft diskutiert. Darüber hinaus diente das Treffen dem informellen Austausch über aktuelle Veröffentlichungen und über laufende bzw. geplante Projekte, die nicht im Rahmen von Referaten vorgestellt werden konnten.

In Anknüpfung an sein Referat im vergangenen Jahr behandelte Fabian Boehlke das Wirken des Heimatforschers Konrad Struves (1869–1957) in Elmshorn. Struve, der bis heute als „Verkörperung der Heimatgeschichte“ gilt, hat durch sein umfangreiches Oeuvre Standards gesetzt und Grundlagenwerke zur regionalen Geschichte vorgelegt, auf die man bis heute dankbar zugreift. Dass diese eine Menge Zeitkolorit atmen und methodisch wie weltanschaulich Produkte ihrer Entstehungszeit sind, sollte dabei stets mit bedacht werden. In der Diskussion wurde deutlich, dass es auch in anderen Städten und Regionen des Landes vergleichbar dominante Heimatforscher gibt, die die Forschungslandschaft bis heute prägen, dass es aber wünschenswert wäre, sich von diesen zu emanzipieren und den regional Forschenden neue Wege zu weisen.

An Fabians Referat schloss sich ein ganz besonderer Tagesordnungspunkt an, der durch einen fiktiven Vortragenden und einen fiktiven Vortragstitel bis ganz zum Schluss verschleiert worden war: die Übergabe unserer Festgabe an das langjährige AK- und Leitungsgremiumsmitglied Martin Rheinheimer, der am 31. Oktober dieses Jahres seinen 65. Geburtstag begangen hatte und bereits im Frühjahr von seinen Dienstverpflichtungen an der Süddänischen Universität in Odense befreit worden war, wo er seit 1999 Regionalgeschichte und Maritime Geschichte gelehrt hatte. Deshalb auch der Titel unserer Festgabe (*Fluch*

und Segen des Meeres), deren Beiträge der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Küstengesellschaften an Nord- und Ostsee gewidmet sind. Neben einer Würdigung des umfangreichen Schaffens von Martin aus der Feder von Detlev Kraack und Ortwin Pelc (*Martin Rheinheimer – polyglotter Wanderer zwischen den Welten und Historiker mit weitem Horizont*, S. 8ff.) sowie einer von letzterem zusammengestellten Bibliographie zu den Publikationen des Jubilars (S. 13ff.) finden sich in dem Sammelband folgende Beiträge: Oliver Auge, *Regionalgeschichte als Globalgeschichte? Kein Widerspruch, sondern ein bewährter Ansatz!* (S. 29ff.) – Günther Bock, *Quellen und Überlegungen zum Oding-Recht im Untereiberaum* (S. 39ff.). – Thomas Hill, *Begegnung mit den Eigenen oder Anderen? Zur „Wiederentdeckung“ Grönlands durch Dänemark 1605–1607* (S. 52ff.). – Jan Wieske, *„Von Gott außgegangen durch Christian Bullen Leyen und Schiffknecht von Fehmern“ – Aus dem bewegten Leben eines frommen Seemanns im 17. Jahrhundert* (S. 83ff.). – Sylvina Zander, *„Wir mußten uns Gott und dem Zufall überlassen“ – Die „Kleine Eiszeit“ an der Ostseeküste und ihre Folgen für die Seeschifffahrt* (S. 102ff.). – Detlev Kraack, *Keine Gnade für die Meuterer auf der Espérance (1817-1820). Tathergang – Prozess – Seelsorge – Hinrichtung* (S. 121ff.). – Ortwin Pelc, *Die Kieler Navigationsschule von 1850–1852* (S. 139ff.). – Mikkel Leth Jespersen, *Kapitänsfrau auf Großer Fahrt. Das Tagebuch von Christine Kier aus Hoyer 1857* (S. 161ff.). – Peter Danker-Carsensen, *Frische Fische aus Esbjerg in Elmshorn auf den Tisch. Dänischer Fischexport per Bahn um 1910* (S. 177ff.). – Hans Schultz Hansen, *Die Sturmflut von 1923 und die Katastrophe von Rejsby* (S. 189ff.). – Norbert Fischer, *Politische Erinnerungskultur an der Ostsee: Über die Cap Arcona-Katastrophe 1945, KZ-*



Ortwin Pelc (li.) und Detlev Kraack überreichen Martin Rheinheimer (m.) die Festschrift.
(Foto: Janssen)

Opfer und Aushandlungen zum Ehrenfriedhof in Neustadt/Holstein (S. 207ff.). – Thomas Steensen, Brückenschlag über eine tiefe Kluft. Wie die Friesen entlang der Nordseeküste nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zueinander fanden (S. 229ff.). – Ole Fischer, Zwischen den Meeren. Die Suche nach einer schleswig-holsteinischen Identität in den 1980er und 1990er Jahren (S. 247-262). – Ein Anhang mit Verzeichnissen der Siglen und Abkürzungen sowie der Autoren sowie Personen- und Ortsregister beschließen den Band, dessen Druck durch Zuschüsse der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte und von der Amrumer Verein („Öömrang Ferian“) gefördert wurde. Eine Laudatio des AK-Sprechers und Mitherausgebers, eine kleine Ansprache von Jens Quedens, der dem Jubilar seit Jahrzehnten eng verbunden ist und mit seiner Ehefrau extra von Amrum angereist war, um sich unseren Glückwünschen anzuschließen, ein Glas (alkoholfreier) Sekt und ein kurzer Dank des Jubilars rundeten diesen Tagesordnungspunkt ab.

Nachdem man im Anschluss an das Mittagessen den obligatorischen Spaziergang hinunter zum lichtdurchfluteten Ufer des Großen Plöner Sees bewältigt hatte, schloss sich das leicht modifizierte Nachmittagsprogramm an. Für Stefan Magnussen sprang Detlev Kraack mit einem Beitrag ein, der sich anhand eines Kopial im Archiv der Breitenburg überlieferten Vertragsdokuments von 1589 mit Heinrich Rantzaus Bemühungen um Pflege und Schutz von Denkmälern für Familienmitglieder durch den Itzehoer Küster beschäftigte. Im Anschluss daran führte Martin Schröter beeindruckende neue Erkenntnisse zur Frühgeschichte Lübecks vor, die nicht zuletzt auf aktuellen Grabungsbefunden der Lübecker Stadtarchäologie beruhten. Demnach existierte bereits um 1100 – und damit einige Jahrzehnte vor den Siedlungskernen um die Kirchen von St. Petri und St. Marien – die heute verlorene Clemenskirche mit einer slawischen



V. li.: Claus-Hinrich Offen, Martin Rheinheimer, Rainer Adomat, Jan Wieske, Ortwin Pelc, Frederic Zangel, Detlev Kraack, Klaus-Dieter Redweik, Veronika Janssen, Fabian Boehlke, Claus Olsen, Hans-Jürgen Hansen, Björn Rogge, Angrit Lorenzen-Schmidt, Rolf Schulte, Joachim Stüben, Ole Fischer (Foto: Janssen)

Kaufleutesiedlung auf einem Warder in der Trave nordöstlich der späteren Marien-Civitas. Ebenfalls mit der Rekonstruktion mittelalterlicher Lebenswirklichkeit beschäftigte sich Joachim Stüben, der neu entdeckte Urkundendokumente zur spätmittelalterlichen Geschichte der Hörner Dörfer im heutigen Kreis Pinneberg einer eingehenden Interpretation unterzog. Danach behandelte Rolf Schulte zwei Bilder angeblicher Hexen im Schleswiger Dom, was zu anregenden Diskussionen über die Wahrnehmbarkeit und die Deutung der Zeugnisse Anlass gab. Außerdem stellte Jan Wieske ein ihm von Karin Kleingarn auf Fehmarn angetragenes Editionsprojekt vor, das den Briefwechsel des Fehmarners Großbauernsohnes Georg Thomsen (1846–1874) aus Sahrendorf und seiner Familie auf Fehmarn 1863–1874 zum Gegenstand hat. Das reichhaltige Material spiegelt Aspekte bürgerlichen Lebens im Übergang zum Kaiserreich wider. Nach der Abschrift steht eine vollständige Kommentierung und die Erstellung einer Einleitung zu den Briefen an.

Bevor man zum gemütlichen Teil überging, wurden die Pläne für das Jubiläumsjahr 2028 weiter vorangetrieben. Ortwin Pelc übernahm die Verantwortung für die weitere Konkretion des Projekts „Bilder zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte“, das uns auf der Koppelsbergtagung des kommenden Jahres schwerpunktmäßig beschäftigen wird. Außerdem wurden die Planungen für die Jubiläumsveranstaltung konkretisiert, mit dem Kieler Kulturspeicher (vormals Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek) der Ort und mit Sonnabend, dem 10. Juni 2028, der Termin für die Veranstaltung festgelegt. Auf dieser Veranstaltung soll im Anschluss an eine allgemeinere Würdigung des Arbeitskreises und seines Wirkens während der vergangenen 50 Jahre auf Basis der AK-Sammelbände zu den Themen Migrations- und Mobilitätsgeschichte, Kriegs- und Gewaltgeschichte und Umweltgeschichte drei Bereiche inhaltlich vertieft werden. In einem weiteren Block soll dann das in einer Buchpublikation abgeschlossene Projekt der „Bilder zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ vorgestellt werden.



Abendliche Gesprächsrunde im Kaminzimmer; v. li.: Martin Rheinheimer, Martin Schröter, Angrit Lorenzen-Schmidt, Detlev Kraack, Veronika Janssen, Rolf Schulte (Foto: Pelc)

Den Sonntagvormittag eröffnete Claus Olsen mit der Geschichte des seit 120 Jahren bestehenden Flensburger Traditionsunternehmens Foto Remmer, wobei er die technische und ästhetische Entwicklung „vom Malatelier zum modernen Porträt“ in dem Fokus der Betrachtung rückte. Insbesondere die bescheidenen Anfänge in Angeln und die beim Kriegseinsatz an der Ostfront im Zweiten Weltkrieg entstandenen Aufnahmen bildeten die Grundlage für eine anregende Diskussion. Einen Ausflug in die eigene Familiengeschichte unternahm Rainer Adomat, dessen Eltern nach dem Zweiten Weltkrieg zu den Begünstigten eines amerikanischen Hilfsprogramms gehörte, das Flüchtlingsbauern mit junge Kühe aus den USA beim Neuanfang unterstützte. Anschließend nahm Peter Danker-Carstensen den Besuch der Stralsunder Museumsdirektorin Käthe Rieck in Altonaer und Hamburger Museen kurz vor dem Mauerbau 1961 in den Blick. Dies geschah auf der Basis des von ihr an vorgesetzte Stellen verfassten Rechenschaftsberichts, der ein bemerkenswertes Zeugnis deutsch-deutscher Geschichtsdeutung darstellt. Beiträge von Detlev Kraack zu den im Archiv des Gutes Nehnten überlieferten Nachlassverzeichnissen der Familien Petersen und Axen aus dem 17. Jahrhundert als Quellen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Frühen Neuzeit und von Ortwin Pelc zum Lübecker Militär und der Sozialdemokratie um 1890 beschlossen den bunten Reigen von Vorträgen.

In der Summe blicken wir auf eine äußerst vielfältige, durch die sehr unterschiedlichen Themenfeldern und Epochen gewidmeten Beiträge ebenso kurzweilige wie anregende Koppelsbergtagung zurück. Wieder hat jede und jeder von uns mit einem Eigenanteil von 50,- bzw. 30,- Euro zu den Tagungskosten beigetragen. Diese in jeder Hinsicht gut investierte Geld hat die für den Arbeitskreis wichtige Veranstaltung erst ermöglicht. Die auf der Tagung gehaltenen Referate werden in Form von summierenden Beiträgen in dieser und in den folgenden Nummern unseres Rundbriefes veröffentlicht bzw. veröffentlicht werden. Die Autoren seien deshalb ermuntert, sich zeitnah an die Überarbeitung ihrer Referate zu machen und die fertigen Manuskripte an die Rundbriefredaktion zu übermitteln, soweit noch nicht geschehen. Dieweil geht der Blick voraus auf unsere nächste Koppelsbergtagung im Jahre 2026, die sich schwerpunktmäßig unserem Jubiläumsprojekt („Bilder zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte“) widmen wird und für die wir uns für den 5.-6. Dezember 2026 verabredet haben.

NEUERSCHEINUNG des Arbeitskreises

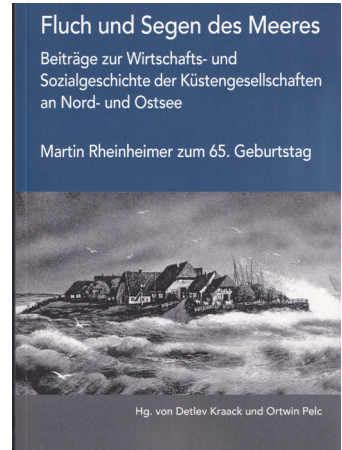
Fluch und Segen des Meeres

Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Küstengesellschaften an Nord- und Ostsee. Martin Rheinheimer zum 65. Geburtstag
Hg. von Detlev Kraack und Ortwin Pelc (Sonderveröffentlichung des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 1), 277 Seiten, Matthiesen Verlag, Husum 2025

In den 13 Beiträgen des Bandes werden historische Ereignisse, markante Entwicklungen und persönliche Schicksale von Menschen an und auf der Nord- und Ostsee vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert näher betrachtet. Der Arbeitskreis für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins widmet diesen Band seinem engagierten Mitglied Martin Rheinheimer, bis 2025 Professor für maritime und Regionalgeschichte an der Syddansk Universitet in Odense, zu seinem 65. Geburtstag. Mit ihren seefahrts- und klimageschichtlichen, erinnerungskulturellen sowie vielfältigen weiteren wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Beiträgen zu den Küstengesellschaften in Schleswig-Holstein, Norddeutschland und Dänemark rücken die Autoren zentrale Forschungsfelder des Jubilars in den Fokus der Betrachtung und vermitteln Impulse für weitere Forschungen.

Neben einer biografischen Würdigung sowie einem Schriftenverzeichnis von Martin Rheinheimer enthält der Band Beiträge von Oliver Auge, Günther Bock, Peter Danker-Carstensen, Norbert Fischer, Ole Fischer, Hans Schultz Hansen, Thomas Hill, Mikkel Leth Jespersen, Detlev Kraack, Ortwin Pelc, Thomas Steensen, Jan Wieske und Sylvina Zander.

Das Buch kann zum Preis von 27,00 € über alle Buchhandlungen und beim Verlag bestellt werden. Mitglieder des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins erhalten das Buch mit einem Rabatt von 30% und der Angabe, dass sie Mitglieder des Arbeitskreises sind zum Preis für 18,90 € (+Porto) beim Matthiesen-Verlag, Postfach 1480, D-25804 Husum, Mail: info@verlagsgruppe.de.



Projektaufruf: Geschichte in Bildern

Bilder prägen unsere Erinnerungen und geben eine Vorstellung von vergangenen Zeiten. Fotos, Zeichnungen und Gemälde, Holzschnitte, Kupferstiche und Lithografien zeigen historische Ereignisse und Situationen, Personen und Objekte. Sie werden gesammelt, in Ausstellungen gezeigt und zur Illustration von Büchern genutzt, mitunter auch näher analysiert. Wieviel historische Realität steckt aber in Bildern? Wie informieren sie über vergangene Geschehnisse und Zustände? Mit welcher Absicht wurden sie hergestellt, an wen wandten sie sich und wie wurden sie wahrgenommen? Welche bildnerischen Techniken standen ihren Herstellern zur Verfügung und was konnte, sollte, durfte gezeigt werden?

Diesen und vielen weiteren Fragen zur Funktion und zum Quellenwert von Bildern soll in dem geplanten Projekt nachgegangen werden. Die historische Bildforschung ist zwar bereits eine etablierte Disziplin, die regionalen Bildquellen aber bei weitem nicht erforscht. Zudem zeigt sich, dass auch längst bekannte Bilder in ihren Aussagen und ihrer Wirkung hinterfragt werden können.

In dem neuen Projekt des Arbeitskreises, das wie gewohnt geografisch und thematisch Schleswig-Holstein und seine angrenzenden Regionen umfasst, sollen Bilder als historische Quellen untersucht werden. Das zeitliche Spektrum reicht von mittelalterlichen Altarbildern und Holzschnitten bis zu moderner Druckgrafik und Fotografie. Es kann sich um Bildergruppen und einzelne Bilder oder um bestimmte Themen handeln. Dabei spielen die Hersteller (Maler, Stecher, Fotografen) ebenso eine Rolle wie deren Auftraggeber und Adressaten. Was wünschte der Auftraggeber eines Porträts und was zeigte eine Stadtansicht tatsächlich? Was zeigen und verschweigen Bilder aus der Arbeitswelt, aus Landwirtschaft, Industrie und Fischerei? Wo manipulieren Bilder oder stellen Falsches dar? Wie präsentieren sich Personen und Vereine, welche Bilder haben wir von Ereignissen und besonderen Entwicklungen? Wichtig ist auch die Verfügbarkeit von Bildern zu verschiedenen Zeiten, ihr Preis und ihre Verbreitung insbesondere durch die Massenmedien seit dem 19. Jahrhundert. Dieses Themenspektrum zur regionalen historischen Bildquelle ist beliebig erweiterbar (unten dazu weitere Stichworte).

Alle Mitglieder des Arbeitskreises und weitere Interessierte sind herzlich zur Mitwirkung an dem Projekt eingeladen. Es wird am 5./6. Dezember 2026 auf dem Koppelsberg bei Plön eine Arbeitstagung mit den Vorträgen der Projektbeteiligten zu einzelnen Themen geben. Anlässlich des 50jährigen Bestehens des Arbeitskreises ist für das Frühjahr 2028 eine Buchveröffentlichung geplant.

Interessierte melden sich bitte mit Themenvorschlägen, Ideen und Hinweisen bis zum 15. Februar 2026 bei Ortwin Pelc (ortwin.pelc@gmail.com).

Als Anregung eine Auswahl an Stichworten zu Themen und Techniken: Alltag – Alter – Ansichtskarten – Arbeitswelt – Architektur – Armut – Bauen – Familie – Feiern – Fischerei – Flüchtlinge – Flugblätter – Fotoalben – Fotoateliers – Fotografien – Gastronomie – Gemälde – Grabsteine/-platten – Grenzen – Handwerk – Industrie – Jagd – Juden – Karikaturen – Katastrophen – Kindheit – Kleidung – Kriege – Kupferstecher – Landkarten – Landschaft – Landwirtschaft – Lithographien – Maler – Migranten – Militär – Minderheiten – Natur – NS-Zeit – Plakate – Politik – Porträts – Presse – Propaganda – Proteste – Sammelbilder – Schifffahrt – Schule – Sport – Stadtansichten – Städtebau – Steckbriefe – Theater – Tod –
Tourismus – Vereinsleben – Verkehr – Wahlen – Werbung – Wohnen – Zeichnungen – Zwangsarbeit

Vor 800 Jahren – die Ankunft der Franziskanermönche in Lübeck

Jubiläumsveranstaltung des Vereins für katholische Kirchengeschichte in Hamburg und Schleswig-Holstein in Lübeck (1. November 2025)

Bericht von Detlev Kraack

In der niederdeutschen Chronik des Franziskanerlesemeisters Detmar aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert heißt es zum Jahre 1225: „In deme vorbenomeden iare, do wart ghegheven den broderen van sunte Katherinen de stede to Lubeke, dar se buweden in demesulven iare dat closter, en iar vor deme dode sancti Francisci, also dat de privilegia utwisen, de dar up de vryheit der stede sint ghegheven.“ Bereits ein Jahr vor dem Tod des schon zu Lebzeiten legendhaft populären Ordensgründers Franz von Assisi (um 1181–1226) wurde den Franziskanern also ein Grundstück am nördlichen Rand der damaligen Lübecker Mariensiedlung übertragen, auf dem im Folgejahr erste Klosterbauten errichtet wurden. Die Anlage, die bald durch die Erweiterung der Stadt von deren Rand in eine zentrale Lage rückte, wurde im 14. Jahrhundert – vor dem Hintergrund reicher Stiftungen durch Lübecker Bürger während Zeiten der Pest – gänzlich neu errichtet. Das hochaufragende Mittelschiff der zur Königstraße hin asymmetrisch abschließenden gotischen St. Katharinenkirche mit kryptaähnlichem Unter- und Oberchor sowie einer kunsthistorisch bemerkenswerten Gesamtausstattung, von der Teile heute zu den Glanzstücken des St.-Annen-Museums gehören, sind selbst im Lübecker Maßstab als herausragend zu betrachten. Dies korrespondiert mit einer reichen Schriftquellenüberlieferung, etwa den umfangreichen Beständen an spätmittelalterlichen Testamenten, in denen bedeutende Stiftungen an die Lübecker Franziskaner fassbar sind. Zudem ist uns im Werk des Franziskanerlesemeisters Detmar und seiner Fortsetzer eine der wichtigsten erzählenden Quellen zur spätmittelalterlichen Geschichte der Hansestadt Lübeck überliefert.

Gerade weil sich die Franziskaner, deren Gründer sich in der Nachfolge Christi materieller Bedürfnislosigkeit und dem selbstlosen Dienst am Mitmenschen verschrieben hatte, einer immer größeren Beliebtheit bei Bürgern und Bruderschaften erfreuten und viele Menschen sich zum Heil der eigenen Seele um ein Begräbnis in der Kirche der Minoriten bemühten, gab es verschiedentlich Streit mit dem lokalen Pfarrklerus und dem Domkapitel. Letztlich konnten sich die Franziskaner aber auf dem Weg über Klagen vor der Kurie das Begräbnisrecht und damit umfangreiche Einkünfte sichern. Diese bescherten ihnen nicht unerhebliche Wirkungsmöglichkeiten und Einfluss in Lübeck, von wo aus die

Minoriten bereits im 13. Jahrhundert weiter in den Ostseeraum hineinwirkten und Tochtergründungen bis ins Baltikum realisierten. War der Orden damit einerseits mitten in der damaligen Gesellschaft angelangt, stellten die neuen Möglichkeiten doch auch Herausforderungen an theologisches Selbstverständnis und Selbstbescheidung, so dass im weiteren Verlauf der Entwicklung immer wieder ein Ringen um die strenge Befolgung der Ordensregel zu beobachten ist. Der das gesamte Abendland erschütternde Armutsstreit des 14. Jahrhunderts und die mit der Observanzbewegung verbundenen Reformansätze sorgten auch in den nordelbischen und skandinavischen Ordensniederlassungen der Ordensprovinzen Saxonía und Dacia noch bis kurz vor der Reformation für Aufbruch und Unruhe.

Im Spannungsfeld der in ihren Anfängen eng mit dem Hl. Franz verbundenen Geschichte von Ordensgründung und -ausbau, die sich einerseits nur aus ihrer Einbettung in übergeordnete geistes- und religionsgeschichtliche Zusammenhänge verstehen lässt, aber andererseits eng in regionale und lokale Entwicklungen eingebunden war, wurden im Laufe der vom Verein für katholische Kirchengeschichte in Hamburg und Schleswig-Holstein veranstalteten und von deren Vorsitzendem Martin Schröter geleiteten Tagung von ausgewiesenen Fachleuten der Materie drei wissenschaftliche Vorträge präsentiert, die jeweils eine angeregte Diskussion nach sich zogen. Gerade letzteres belegte, dass die Veranstalter mit der Wahl von Gegenstand und Format ein gutes Gespür bewiesen hatten.



Franz von Assisi erhält die Leidensmale Christi (Fresko in der St. Katharinenkirche in Lübeck; Foto: Janssen)

Nach einem Begrüßungskaffee wurde die gutbesuchte Veranstaltung, deren erster Teil im Gemeindehaus der Herz-Jesu-Gemeinde abgehalten wurde, durch Propst Christoph Giering und Martin Schröter eröffnet. Dann beleuchtete zunächst Fredericke Maria Schnack (Würzburg/München) mit ihrem Beitrag „Zum Ankommen der Franziskaner in Lübeck, einer aufstrebenden Handelsstadt“ das Umfeld der Lübecker Franziskanerniederlassung.

Im Anschluss daran weitete Bernd Schmiese (Münster) die Perspektive und behandelte in einem Überblicksvortrag Entstehung und Ausbreitung des Ordens. Dabei verdeutlichte er zunächst an konkreten Beispielen, wie bereits zu Lebzeiten des Ordensgründers ins Kraut schießende Legendenbildungen und schon bald im Anschluss daran aus hagiographischen Traditionen gespeiste Vorstellungen von Franziskus und den Franziskanern uns aus weitem Abstand auf die mittelalterlichen Vorgänge Blickenden den Zugang zur historischen Wirklichkeit erschweren. Dies hat nicht zuletzt damit zu tun, dass gerade für die Frühzeit des Ordens nur sehr wenig wirklich belastbares Quellenmaterial überliefert ist, das zudem jeweils einer eingehenden quellenkritischen Einordnung bedarf.

Ein Festgottesdienst zu Allerheiligen in der benachbarten Herz-Jesu-Kirche und eine Mittagspause bei – dem Gegenstand angemessen – bescheidener Verpflegung mit einem Teller Suppe setzten das Programm fort.

Eine Besichtigung der St. Katharinenkirche und des Katharineums, das 1531 als humanistische Gelehrtenschule in den Räumlichkeiten des aufgelassenen Franziskanerkonvents gegründet worden war, eröffnete das Nachmittagsprogramm. Die beeindruckende gotische Architektur der St. Katharinenkirche stellt einen schönen Beleg dafür dar, wie bürgerliches Handelskapital und franziskanische Bescheidenheit im ausgehenden Mittelalter zueinander gefunden hatten. Zwar turmlos und nur mit einem Dachreiter ausgestattet, wirkt die Kirche allein durch die Höhe ihres Schiffes, durch beeindruckende Ausmalung und die prachtvolle Ausstattung, vor allem aber durch ihre mit gotischen Blendarkaden und glasierten Ziegelornamenten verzierte Schauffassade.

In seinem abschließenden Festvortrag in der Aula des Katharineums referierte Oliver Auge, der Inhaber des Kieler Lehrstuhls für Regionalgeschichte, über „Die Franziskaner in Schleswig-Holstein und Lübeck im Mittelalter“ und nahm dabei eine „regionalhistorische Sichtung“ vor. Damit bekam das Auditorium die aus den Arbeiten an dem von ihm und Katja Hillebrandt 2019 in zwei voluminösen Bänden herausgegebenen „Klosterbuch für Schleswig-Holstein und Hamburg“ hervorgegangenen Ergebnisse zu dem Orden und seinen nordelbischen Niederlassungen präsentiert. Demnach waren die Franziskaner – zunächst nach und dann von Lübeck ausstrahlend – schon sehr früh und im nächsten Schritt auch in der Fläche präsent und erfreuten sich als Bettelorden gegen

Ende des Mittelalters großer Beliebtheit. Dass sie dann im Laufe der Reformation zu den ersten gehörten, deren Konvente aufgelöst und einer neuen Nutzung zugeführt wurden, dafür bietet nicht zuletzt das in situ in Augenschein genommene Lübecker Kloster mit der bis in die Reformationszeit zurückreichenden Geschichte der Lübecker Gelehrtenschule ein eindrucksvolles Beispiel.

In der Summe kann man dem Verein für katholische Kirchengeschichte für Hamburg und Schleswig-Holstein und seinem Vorsitzenden Martin Schröter dankbar dafür sein, dass sie das 800. Jubiläum der Ankunft der Franziskaner im Norden als Impuls für die kleine, aber feine Lübecker Veranstaltung an Allerheiligen 2025 genommen haben.

Dass in den Vorträgen und bei den Führungen auch immer wieder wirtschafts- und sozial-, alltags- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte der weiten Thematik zur Sprache kamen, dass natürlich auch über Kunstgeschichte, Archäologie und allgemeine Geschichte nachgedacht wurde, verdeutlicht, wie eng die Disziplinen hier miteinander verzahnt sind. Ohne diese Grundlegung und Erweiterung wäre schlichtweg nicht zu verstehen, was sich an geistes- und religionsgeschichtlich bahnbrechenden Dingen im Anschluss an Leben und Wirken von Giovanni di Pietro di Bernardone, besagtem Tuchhändlersohn aus dem umbrischen Assisi, der der Welt entsagte und der Nachwelt als „Franz von Assisi“ bekannt ist, abgespielt hat.

Beiträge

Heinrich Rantzau (1526–1598) sorgt sich um Pflege und Schutz von Denkmälern durch den Itzehoer Küster

Ein Überlieferungssplitter von 1589 aus dem Archiv der Breitenburg

Von Detlev Kraack

Der Humanist, königliche Statthalter in den Herzogtümern Schleswig und Holstein, Amtmann und bedeutende Gutsbesitzer Heinrich Rantzau, dessen Geburtstag sich am 11. März 2026 zum 500. Mal jährt, war bekanntlich stets darum bemüht, die Erinnerung an sich und seine Familie in repräsentativer Weise hochzuhalten und an eine interessierte Öffentlichkeit weiterzutragen. Das war damals für führende Vertreter seines Standes allgemein üblich, es ist aber bei ihm in besonders ausgeprägter Weise fassbar, zumal es sich bei den Rantzau um eine in Kriegsdingen und im Fürstendienst, als Grund- und vor allem als Gutsbesitzer wie als adlige Unternehmer besonders herausstechende Familie des Landesadels handelte. Heinrich Rantzau selbst macht in seiner Landesbeschreibung (*CIMBRICAE CHERSONESI DESCRIPTIO*; dt. *Beschreibung der Kimbrischen Halbinsel*) von 1597 in einem einleitenden, dem Landesadel gewidmeten Abschnitt deutlich, wie weit die Rantzau den anderen führenden Familien voranstanden: den 118 lebenden männlichen Vertretern der Familie und ihren 71 Edelhöfen und Gütern folgten mit weitem Abstand die als ein Geschlecht gezählten Ahlefeldts und Rumohrs mit 59 Vertretern und 31 befestigten Edelhöfen und Gütern. Weitere Familien waren deutlich kleiner.¹

Wenn nun im Jubiläumsjahr 2026 vielfach von Heinrich Rantzau und seiner Familie, und wohl insbesondere auch von seiner selbstbewusst und eigenständig auftretenden Ehefrau Christine von Halle (1533–1603), außerdem von seinen königlichen Dienstherrn und sicher auch von seinen Konkurrenten innerhalb der Ritterschaft, etwa von Hans Blome (1538–1599) auf Seedorf,² die Rede sein wird, so sollte darüber doch nicht in Vergessenheit geraten, dass ihm bei der Realisierung seiner repräsentativen Erinnerungsstiftung wie überhaupt beim Bestreiten seines Alltags zahlreiche Zeitgenossinnen und Zeitgenossen niedrigeren Standes dienend und helfend zur Seite standen. Während die meisten dieser Menschen uns in der sozial vorgeseibten Schriftquellenüberlieferung nicht begegnen, fällt durch einige zufällig auf uns gekommene Splitter dieser Überlieferung bisweilen doch ein Blick hinter die Kulissen der historischen Wirklichkeit. So stößt man in dem bereits vor knapp 40 Jahren herausgegebenen Urkundenbuch der Herrschaft Breitenburg, das zentrale Dokumente

zur Geschichte Johann und Heinrich Rantzau, darunter keinesfalls nur Urkunden im engeren Sinne, zugänglich macht,³ verschiedentlich auf Dokumente, die uns mit der Alltagswirklichkeit der damaligen Zeit konfrontieren und Licht in ansonsten verschattete Winkel dieser Wirklichkeit werfen. Um einen solchen Fall wird es hier gehen.

Erinnerungstiftung in Form von Grabmal, Epitaph und Kupferstich

Bei seinem Bemühen um Erinnerungstiftung ließ Heinrich Rantzau die als vorbildlich dargestellten Taten von in Kriegsdingen engagierten Verwandten, etwa seinem Vater Johann Rantzau (1492–1565) und seinem am 11. November 1569 vor Varberg in Kämpfen mit den Schweden gefallenen Vetter Daniel Rantzau (1529–1569), in Wort und Bild reich verziert ausschmücken und speziell für seinen Vater in repräsentativer Weise im öffentlichen Raum inszenieren.⁴ Beide, Johann und Daniel Rantzau, standen exemplarisch für ein an Rittertum, Kriegs- und Fürstendienst orientiertes adliges Selbstverständnis. Beide hatten sich bereits in jungen Jahren auswärtigen Fürsten zu Kriegsdiensten verdingt und waren in ganz Europa ebenso gefeierte wie gefürchtete Kriegsunternehmer. Dem als „Kriegsheld“ verehrten Vater, dessen Rüstung aus den siegreichen Kämpfen des Jahres 1559 gegen die Dithmarscher später zu den Prunkstücken in der Waffenkammer Erzherzog Ferdinands von Tirol auf Schloss Ambras zählte,⁵ wurde nachgesagt, er hätte drei dänischen Königen (Friedrich I., Christian III. und Friedrich II.) zu ihrem Thron verholfen. Er stritt für seine königlichen Landesherren verschiedentlich gegen aufständische Bauern und verteidigte sie gegen konkurrierende Ansprüche von Verwandten und auswärtigen Fürsten. Außerdem leitete er 1559 – bereits in die Jahre gekommen und gleichsam aus dem selbstgewählten „Ruhestand“ reaktiviert⁶ – im Rahmen der „Letzten Fehde“ den erfolgreichen Kriegszug der drei fürstlichen Landesherren gegen die Dithmarscher. Vor diesem Hintergrund erklärt sich die Konzentration Heinrichs auf humanistische Ideale vielleicht auch als Versuch, dem in Kriegsdingen unerreichen Vater in einem anderen Bereich Vergleichbares zur Seite zu stellen oder ihn sogar zu übertreffen. Dies kommt etwa in seinem Wahlspruch zum



Heinrich Rantzau in Rüstung

Ausdruck, der in der klassischen Form eines lateinischen Distichons die Selbstüberwindung dem Kriegshandwerk voranstellt:

*FORTIOR EST QVI SE QVAM QVI FORTISSIMA VINCIT
MOENIA NEC VIRTVS ALTIVS IRE POTEST.*

(dt. Übertragung: „Tapferer ist, wer sich selbst als wer die stärksten Mauern bezwingt; höheres vermag Tugend nicht zu leisten.“)⁷

Im Gegensatz zu seinem Vater verstand Heinrich sich auch eher als Fürstendiener denn als Königsmacher. Nicht durch eigene Kriegstaten, sondern durch seine und seiner Mitstreiter umfangreiche Produktion von historischen und genealogischen Werken wurde er zum Herold einer idealisierend überhöhten Geschichte seiner Familie. So wurden etwa zur Erinnerung an die als vorbildlich herausgestrichenen Verwandten in den Kirchen von Itzehoe (dort u. a. Grabmal für seinen Vater Johann und seine Mutter Anna Walstorp [1505–1582]), Segeberg (dort etwa Epitaph für Gerhard Walstorp [† 1562] u. Erinnerungstafeln für Heinrich Rantzau selbst) und Westensee (von Tönnies [1533–1594] und Peter Rantzau [1535–1602] gestiftetes Epitaph für ihren Bruder Daniel Rantzau) sowie in weiteren Kirchen im Lande und Grabmäler geschaffen und Epitaphien und Erinnerungstafeln mit Inschriften und aufwendigem Figurenschmuck angebracht.⁸

Die auf Heinrich Rantzau zurückgehende, im Original im Besitz des dänischen Zweiges der Familie überlieferte „Rantzausche Tafel“ bündelte all dies, indem sie Ereignisse einer auf die Familie Rantzau zugespitzten Geschichte und eine – in den Anfängen mystisch verbrämte – Genealogie dieser weit verzweigten Familie in einen geographischen Rahmen einfasste. Den Hintergrund für diese Inszenierung bildete der nach Norden und Süden erweiterte Raum der Kimbrischen Halbinsel, der durch einen umlaufenden Fries mit Darstellungen der wichtigsten Rantzauschen Güter an die damalige Wirklichkeit zurückgebunden wurde. Hier flossen die verklarte Geschichte einer Familie, deren genealogische Ehrwürdigkeit und beeindruckende Blüte sowie deren ökonomisch sehr vorteilhafte Situation in der Gegenwart in eins.⁹

Gleichzeitig zu den Monumenten selbst, die Heinrich Rantzau auswärtigen Gästen auch persönlich vor Ort in Segeberg erläuterte,¹⁰ ließ er Druckwerke mit Kupferstichen von einigen der nach seinen Vorstellungen geschaffenen Monumente wie auch von der „Rantzauschen Tafel“ herstellen und auf diese Weise die Kunde vom Ruhm seiner Familie, der ja nicht zuletzt auf ihn selbst zurückverwies, im gelehrten Abendland verbreiten. Auf diese Weise verfuhr er auch im Falle einiger für den dänischen König Friedrich II. errichteter Monumente, etwa der Pyramide und des Obeliskens in Segeberg und des Denkmals

von Nordoe unweit von Itzehoe. Auch hier waren das hohe Lied auf den zu Lebzeiten geehrten und nach seinem Tod betrauer-ten Herrscher und das ehrende Lob für die eigene Familie aufs engste miteinander verwoben: *SALVO REGE DANIAE FOELICES RANZOVII* (dt. Übertragung: „Solange es dem dänischen König gutgeht, lacht das Glück auch den Rantzaus.“), heißt es etwa in einer der Inschriften auf dem 1578 zu Ehren von König Friedrich II. errichteten Monument von Nordoe.¹¹ Rantzaus verstand sich als treu ergebener Diener des Königs, war aber ebenso ein selbstbewusster Vertreter des Landesadels, der sich seiner gesellschaftlichen und machtpolitischen Stellung und seiner Bedeutung für die königliche Herrschaft durchaus bewusst war.

Verluste an monumentaler Überlieferung

Die Wind und Wetter ausgesetzten Segeberger Monumente – nicht zuletzt wegen der Vergänglichkeit der aus dem Segeberger Kalk- bzw. Gips-Steinbrüchen gewonnenen Materialien – sind bis auf geringe Reste dem nagenden Zahn der Zeit zum Opfer gefallen, und auch das Monument von Nordoe musste vor Ort durch eine – in Orientierung an zeitgenössischen Beschreibungen und Kupferstichen – angefertigte Rekonstruktion ersetzt werden. Gleichzeitig sind die in der Kirche von Itzehoe einstmals vorhandene Ausstattung durch die Verwüstungen des 30jährigen Krieges und der Schwedenkriege des 17. Jahrhunderts stark in Mitleidenschaft gezogen bzw. fast vollständig verloren, und auch in den Kirchen von Segeberg und Westensee ist keinesfalls alles erhalten, was zur Zeit Heinrich Rantzaus vom Ruhm seiner Familie zeugte.¹²

Erinnerungsstiftung im Spiegel von Heinrich Rantzaus Testament

Einige in Heinrich Rantzaus Testament ausgesetzte Legate verdeutlichen, dass dieser sich auch über seinen Tod hinaus um eine ebenso repräsentative wie nachhaltige Sicherung seines Ruhmes bemühte. Der in der renommierten Kölner Offizin von Georg Braun projektierte Druck eines Nachrufes auf seine Per-



Heinrich Rantzaus im Alter von 71 Jahren

son, die eigene Sorge um die Erinnerungsstiftung in der Kirche zu Itzehoe und um den postumen Druck seiner noch zu Lebzeiten abgeschlossenen Landesbeschreibung, denen er jeweils eigene Abschnitte bzw. Nachträge in seinem Testament widmete, bezeugen dies nachdrücklich.¹³ Außerdem ließ er bereits 1588 in Form einer Stiftung Legate zu jährlichen Armenspeisungen etwa in Seberg aussetzen¹⁴ und bedachte später in seinem Testament die unterschiedlichsten Gruppen in seinem Umfeld mit großzügigen Geld- und Sachleistungen.

Pflege und Sicherung von Erinnerungszeugnissen durch den Itzehoer Küster Christian

In Ergänzung dazu ist im Archiv der Breitenburg die Kopie eines Dokuments erhalten, das Heinrich Rantzaus Bemühungen um die Sicherung und Pflege der Familien-Erinnerung noch zu seinen Lebzeiten festhält.¹⁵ Es handelt sich um den Entwurf oder eine Abschrift einer auf den 8. Februar 1589 datierten Vereinbarung. Demnach hatten sich Heinrich Rantzau und der uns aus anderem Zusammenhang als ein Mann namens Christian fassbare Küster der Itzehoer St. Laurentiuskirche¹⁶ bei jährlicher Kündbarkeit für beide Vertragsparteien darauf verständigt, dass der Küster, dessen Name im vorliegenden Zusammenhang nicht einmal genannt wird, gegen eine jährlich zwischen Martini (11. November) und Weihnachten von Rantzau zu erbringende Naturalleistung von einer Tonne Roggen „jährlich zweimal, gegen Pfingsten und gegen Weihnachten“ die Rantzauschen Monumente in der Itzehoer Kirche reinigen und sich auch darüber hinaus um ihre Pflege und ihren Schutz vor Vandalismus kümmern solle.

Was einen der vermögendsten und einflussreichsten Menschen der damaligen Zeit und den Küster der Itzehoer Kirche zusammenführte, war wohl zum einen die Tatsache, dass sich in dem Gotteshaus zwei Sphären überschneiden: Anders als die Särge und Inschriftentafeln in der Gruft und in der Rantzauschen Grabkapelle, die einen abgeschlossenen, privaten Andachtsraum bot, waren die Erinnerungszeugnisse im Kirchenraum auf Wirkung in die Öffentlichkeit hinein konzipiert. Das machte sie zum einen sichtbar, andererseits aber auch angreifbar; und da der Sorge um diese Zeugnisse im Rahmen von Heinrich Rantzaus Selbstverständnis eine kaum zu überschätzende Bedeutung zukam, kam hier der unmittelbare Kontakt zu dem vor Ort für die Reinhaltung und Pflege von Raum und Ausstattung Verantwortlichen zustande.

Dabei wird der gegenüber den Itzehoer Geistlichen sehr viel geringer entlohnte Küster neben der Pflege des Kirchbaus im Rahmen der Sicherstellung und Durchführung gottesdienstlicher Verrichtungen aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch andere Aufgaben wahrgenommen haben und darüber hinaus nicht abgeneigt gewesen sein, neben seinem offiziellen Amt weitere Arbeiten wie die

ihm von Rantzau übertragene Ver-
 richtung zu übernehmen. Im Rah-
 men der zwischen ihm und Heinrich
 Rantzau getroffenen Vereinbarung
 fassen wir ihn gleichsam mit Besen
 und Kehrblech, Staubwedel und
 Essiglappen ausgestattet die unter-
 schiedlichen Erinnerungszeugnisse
 ansteuern und ihnen die Pflege zu-
 kommen lassen, derer sie jeweils
 bedurften. Zwischen den konserva-
 torischen Aufgaben einer frühen,
 auf privater Vereinbarung beruhen-
 den „Denkmalpflege“, der Reinhalt-
 ung und regelmäßigen Reinigung
 von Objekten im Kirchenraum und
 einer Funktion als Aufsicht gegen-
 über potenzieller Verunstaltung
 oder gar Zerstörung bestand noch
 keine Trennung. Der Küster der It-
 zehoer Kirche, der selbst sozial auf
 vergleichsweise niedrigem Niveau ein-
 zuordnen ist, übernahm hier – durch
 die Rantzausche Beauftragung zweifellos
 in seiner Autorität gestärkt – die
 Verantwortung für Kunstwerke von
 europäischem Rang. Dass dies nicht
 in Heller und Pfennig oder durch eine
 zeremonielle Gegenleistung vergolten
 wurde, sondern in Form einer
 Naturalleistung von einer Tonne
 Roggen, passt ins Bild, das wir uns
 nach Ausweis der sonstigen
 Schriftquellenüberlieferung von der
 Lebenswirklichkeit eines zeitgenös-
 sischen Küsters machen dürfen.

Um hier die Verhältnisse gegenüber
 den anderen im Zusammenhang
 einer Kirchgemeinde tätigen
 Funktionsträgern und Personengruppen
 zu fassen, lohnt wieder ein Blick
 in Heinrich Rantzaus Testament.
 Dieser hatte für den Fall, dass er
 nicht auf der Breitenburg oder im
 Raum Itzehoe das Zeitliche segnen
 sollte, Vorsorge dafür getroffen,
 dass man im Rahmen des Trauerzuges,
 mit dem sein Leichnam feierlich zum
 Begräbnisort in der Itzehoer St.
 Laurentiuskirche bzw. einer an sie
 angebauten Kapelle überführt würde,
 an den Kirchen auf dem Weg
 Gedenk- und Trauerveranstaltungen
 abhielte. Einer der Kirchorte, an
 denen der Trauerzug Station machen
 sollte, war Bramstedt. Für die dortigen
 kirchlichen Verrichtungen wurden
 6 Taler für den Pastor, 2 Taler für
 die – zu Gesang und Geleit aufgebotenen –
 Schüler, 1 Taler „den luders“, das
 heißt für



Rantzau-Grabkapelle in der Itzehoer St.
 Laurentiuskirche (Holzschnitt aus Peter
 Lindenberg's *Hypotyposis*, 1592)

die, die die Kirchenglocken läuten würden, und ebenfalls 1 Taler für den Schulmeister, aber bezeichnenderweise nur ½ Taler für den Küster veranschlagt.¹⁷ Entsprechend wurden in Rantzaus Testament für den Segeberger Pastor 100 m zu jährlicher Zinszahlung auf Rente angelegt, während für den Schulmeister 20 m und für den Küster 10 m als Legat angesetzt wurden.¹⁸ Nimmt man die hier jeweils fassbaren Geldbeträge als Maß für den sozialen Rang, so folgte der Küster weit hinter der Geistlichkeit und noch mit Abstand hinter dem lokalen Schulmeister.

Das galt ganz offensichtlich auch für den in den Registern der Kircheneinnahmen („Boringe“) im alten Kirchenmissale von Itzehoe in den Jahren zwischen 1561 und 1591 mehrmals erwähnten Küster („Koster“). Während wir im Register des Jahre 1561 lediglich den Namen Christian des Küsters („Christianus de Koster“) sowie die von dieser zu zahlende Grundheuer von 8 Schilling fassen,¹⁹ sind in dem von dem Kirchgeschworenen Bartolomeus Wichman geführten Register des Jahre 1573 noch einige weitere Einzelheiten zu dessen Wohnverhältnissen aufgeführt („(25a) [...] Christianus, de Koster, wegen sines eigen huses bi der Kosterey to Grundthure 8 Sch.“²⁰). In dem von dem Kirchgeschworenen Johan Siben für das Jahr 1584 geführten Register finden sich dann folgende Angaben: „(34a) [...] Christianus de Koster, giff van wegen sines eigenen Huses, so bi der Kosterien gelegen, tho Grundthure jarlichs 8 Sch.“²¹ Der Küster Christian scheint über das Jahr 1584 hinaus noch eine ganze Zeit gelebt zu haben; für das Jahr 1591 ist er im Zusammenhang mit einer Geldübertragung Heinrich Rantzaus an die Itzehoer Kirche als „alter Küster“ bezeugt. So heißt es im Itzehoer Kirchenmissale: „(28a) [...] Item van des Hern Stadtholders gegebenen 400 Mk., darvan 100 Mk. tho dem Gebuwete des nyen Kappelans Huse und de 300 Mk. bi de Kerken vorordenet, bringen desülvigen 300 Mk. tho Rente 18 Mk. 12 Sch., wo hirfor gesettet. Und is denne ock to weten, dat Christianus, des olden Kosters, Hus na dieser tidt de 8 Sch. nicht mehr giff, dewile dat Ruhmb der Stede mit tho dem Gebuwede der nyen Cappelanei genamen worden.“²² Christian scheint „sein eigenes Haus“ demnach zwischen 1584 und 1591 geräumt zu haben; dessen Grundstück wurde dem der neu errichteten Kapellanei zugeschlagen. An anderer Stelle in dem Register erfahren wir weitere Einzelheiten zu dem Fall: „(23a) Anno domini 1591, den 5. Mai, hat Heinrich Ranzow zum Breitenberg, königlicher Statthalter, vor die Erbbegräbnis, so er im Kinderhause will bauwen und zurichten lassen, der Kirche zu Hülffe zum gebewete gegeben 300 Mk., welche auf Rente sol gethan werden, und dann 100 Mk., damit die Kapellanei soll gebauwet werden, als er seinen Sohn Keyen Ranzowen, erzbischofflichen bremischen Herzogs Johans Adolffen zu Schleswig-Holstein etc. Rat und Amtmann auf Gottorf hat hernacher begraben lassen. Des

hat er auch der Erwürdigen Frauwen Ebtissinnen und den Closterjungfrauen vorehret 70 Mk., nebenst dem Pferde, so man dem Closter pfecht zu geben.“²³ In der Summe bestätigen diese Angaben die sozial niedrige und wirtschaftlich schwierige Situation des Küsters Christian, der mit 8 Schillingen zunächst eine äußerst niedrige Grundheuer zu entrichten hatte.

Unabhängig davon legte Heinrich Rantzau ganz offensichtlich Wert darauf, den Umfang der konservatorischen wie der Reinigungs- und der Schutzmaßnahmen genau zu umreißen, und deshalb erfahren wir in dem Dokument des Jahres 1589 auch von einer ganzen Reihe von Monumenten, durch die – in Ergänzung zu den in der Rantzauschen Grabkapelle geborgenen sterblichen Überresten von Mitgliedern der Familie²⁴ – in der Itzehoer Kirche die Erinnerung an Angehörige der Rantzauschen Familie wachgehalten wurde, darunter solchen, die in Itzehoe bestattet waren, aber auch solchen, die fern ab der Heimat verstorben und dort zur ewigen Ruhe gebettet worden waren, derer man in Itzehoe aber gleichwohl in Ehren gedachte.

In diesem Zusammenhang wird überdies auch die unterschiedliche Materialität der in der Itzehoer Kirche versammelte Erinnerungszeugnisse fassbar. Von Holz über Stein bis hin zu Marmor und Alabaster erstreckt sich hier ein weites Spektrum, das auch ganz unterschiedlicher Formen der Pflege bedurfte. In den Fußboden eingelassene Grabsteine erforderten in diesem Sinne eine andere Reinigung und konservatorische Zuwendung als aufrechtstehende Grabmäler oder an Wänden und Pfeilern hängende Epitaphien bzw. der vorsichtig mit einem in Essig getränkten feuchten Tuch abzuwischende Altar aus farbig und golden gefasstem Holz. Dieser sollte zudem an Sonn- und Feiertagen zum Gottesdienst geöffnet und danach wieder sorgsam verschlossen werden, um ihn und die mit ihm verbundene Selbstdarstellung der adligen Familie sichtbar zu halten, sie aber gleichzeitig vor Vandalismus und Verunstaltung zu bewahren. Dies wurde sicher nicht von ungefähr ausdrücklich erwähnt, es zeugt – jenseits von in Kriegszeiten marodierenden Söldnern, gegen deren Wüten man sich auf diese Weise indes nicht zu schützen vermochte – von einer ganz konkreten, sicherlich mehr als theoretischen Gefährdung entsprechender Zeugnisse, die im gelebten Alltag „betreten, zerbrochen oder maculirt“ zu werden drohten. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Hinweis auf jugendliche, aber auch auf potenzielle andere Täter, vor denen der Küster die Denkmäler schützen sollte.

Im originalen Wortlaut der Zeit wurde in dem Vergleich zwischen Heinrich Rantzau und dem Itzehoer Küster Folgendes vereinbart: Letzterer solle wie bereits angedeutet, „jährlich zweimal, gegen Pfingsten und gegen Weihnachten, alle monumenten, so mich, meinen vatter, mutter, bruder und kinder belan-

gen, in der kirchen, als erstlich meines vatters und mutters, zum andern mein und meines bruders Pauln an der wandt, zum dritten über der kerckschwaren stuell meines sons Fridrich und der mutter seligen, und also alle monumenten wie gedachtt, eß sey an außgehauen steinen, von marmelen, alabaster, item von grabschrifften oder wie sie nhamen haben, so mich und die meinen wie obgemeltt beruren, rein und sauber abfegen, abkeren und reinmachen soviel alß muglich, deßgleichen auch den altar mith einem naßen tuche in essig genetzt abwischen, auch denselben sontags vor der predige ufthun, nach geendigten ceremonien aber zuschließen und allenthalben soviell muglich vorhuten soll und will, daß gedachte monumenta wider von den jungen noch jemandts anders betreten, zerbrochen oder maculirt werden, [...].“²⁵

Zusammenfassung und Ausblick

Bedauerlicherweise erfahren wir weder aus den im Urkundenbuch der Herrschaft Breitenburg veröffentlichten Dokumenten noch aus anderen Schriftquellen der Zeit, ob die in der kopia! überlieferten Vereinbarung des Jahres 1589 fassbaren Punkte auch wirklich umgesetzt wurden. Warum gerade dieses Jahr Anlass zur Aufsetzung eines entsprechenden Vertrags bot, zumal einige der angesprochenen Erinnerungszeugnisse schon länger in der Kirche gepflegt und bewacht werden mussten, ist ebenso wenig zu beantworten, wie die Frage danach, in welchem Verhältnis die als Entlohnung für den Küster angegebene Tonne Roggen sich gegenüber dessen sonstigen Einkünften verhielt.

Unabhängig davon fassen wir Heinrich Rantzau im vorliegenden Zusammenhang in Interaktion mit einem gesellschaftlich wie wirtschaftlich sehr viel niedriger anzusetzenden Akteur mit äußerst beschränktem Aktionsradius. Das mutet auf den ersten Blick befremdlich an und mag nicht recht zu den Vorstellungen passen, die wir normalerweise mit dem königlichen Statthalter, bedeutenden Immobilienbesitzer und Gutsherrn, hochangesehenen Standesvertreter und Intellektuellen von Graden verbinden. Konnte, wer mit den bedeutendsten Persönlichkeiten und mit den Mächtigen seiner Zeit auf Augenhöhe verkehrte, jemand, bei dem die großen Kriegsherren der Zeit in den Kreide standen, der mit einem Federstrich über das Wohl und Wehe von bedeutenden Gemeinwesen entschied und der sich – wenn auch am Ende vergeblich – um das Zustandekommen eines übergeordneten europäischen Friedens bemühte, sich mit einem biederem Küster in einer Landstadt jenseits der Metropolen Hamburg und Lübeck vergleichen? Offensichtlich war das möglich und zum Erhalt der Rantzauschen Gedenküberlieferung in der Itzehoer Kirche sogar nötig. Die Vorstellung von Heinrich Rantzau als einem selbstverliebten Intellektuellen und Großunternehmer, entrückten Macher in Politik und Wirtschaft der Zeit, der

in den gesellschaftlich höchsten Kreisen verkehrte, scheint nur einen Teil der damaligen Wirklichkeit zu beschreiben und Rantzau als historischer Persönlichkeit nur mit gewissen Einschränkungen gerecht zu werden. Denn natürlich wusste er um die Schwierigkeiten von Bauern, denen gebrochene Deiche oder Schlechtwetterphasen mit Regenfluten und Kälte die Ernte verdorben oder das Vieh dahingerafft hatten, um das Leid von Menschen, die durch Krieg, Seuchen oder Hunger gepeinigt wurden, hatte – durch intensive Lektüre klassischer wie auch zeitgenössischer Literatur, vor allem aber durch leidvolle eigene Erfahrungen im engsten Kreis der Familie²⁶ – Verständnis für die Not und Trauer anderer. Als Humanist standen ihm die Mitmenschen als solche nahe, unabhängig von ihrem sozialen Stand und ihren ökonomischen Verhältnissen. Der durch entsprechende Überlegungen erweiterte Beobachtungsrahmen für die Auseinandersetzung mit Heinrich Rantzau lässt einen die Frage danach, wie Groß und Klein in der Alltagswirklichkeit des 16. Jahrhunderts aufeinandertrafen bzw. zueinanderfanden, mit umso größerem Gewinn erneut stellen. Die klare ständische Abgrenzung im Großen erhält auf diese Weise eine in der kleinteiligen Welt des Alltags aufgebrochene Ergänzung im Kleinen.

Im Falle Rantzaus fördert in diesem Sinne insbesondere die Lektüre seines 1594 abgefassten Testaments neue Einsichten und Erkenntnisse zu Tage: Bis hinunter zu den Kindern der niederen Bediensteten auf der Breitenburg werden hier ansonsten Namenlose namentlich unter Beigabe der ihnen zukommenden Legate aufgeführt. Neben kleineren und kleinsten Geldbeträgen, die sich zum Teil auch nur auf einzelne (Gold-)Münzen, etwa jeweils einen Engellotten oder einen Portugaleser für die aufgeführten Kinder,²⁷ beschränken, sind hier bisweilen auch Sachwerte in Form von Kleidungsstücken fassbar, und zwar ebenso in Form neuer Einkleidung anlässlich der Trauerfeierlichkeiten wie als Weitergabe bereits lange getragener Stücke. So gingen „meine alte tegliche kleider“ wie auch ein Legat von 30 Talern und ein Pferd an einen Rantzau besonders nahestehenden Diener („Henning meinen kleinen jungen“),²⁸ und ein anderer mit Namen Jacob sollte „meinen alten sammitten hasen wammes“ erhalten; diesen hätte Rantzau „ihme gelobett, dieweil er die genealogiam uff brettern geschrieben“.²⁹ 30 Taler vermachte Heinrich Rantzau dem der Rantzauschen Hofhaltung angehörenden Kleinwüchsigen („dem dwerge Hensken“); bezeichnenderweise war dieses Legat nicht auszuzahlen, sondern man sollte es für ihn „anlegen“, was darauf hindeuten könnte, dass man sich von Seiten der Familie weiter um ihn kümmern und missbräuchlicher Entfremdung vorbeugen wollte.³⁰ Immerhin wurde für „Zwerg Hänschen“ ein höherer Betrag veranschlagt als für den Breitenburger Pförtner Heinrich und den namentlich nicht genannten Lakeien mit jeweils 20 Talern³¹ oder für die ebenfalls anonym

bleibenden Wagenknechte mit 25 Talern.³² Die Mägde zu Segeberg und die zu Breitenburg sollten als Gruppe jeweils 30 Taler und die zu Rantzau 10 Taler erhalten,³³ der Koch zu Segeberg 10 Taler und der dortige Küchenjunge 6 Taler.³⁴

Wir blicken im Spiegel dieser Angaben nicht nur hinter die reicher ausgestatteten Kulissen der adligen Lebenswirklichkeit im Umfeld Heinrich Rantzaus, sondern werden Zeugen einer durchaus auch von Emotionen getragenen Innigkeit zwischen dem Erblasser und den seiner Fürsorge unterstehenden Menschen. Hier menschelt es doch merklich, obgleich man sich vor einer unangebrachten Idealisierung oder gar Verklärung des letztlich dienstlich und hierarchisch geprägten Verhältnisses zwischen Rantzau und seiner Dienerschaft hüten sollte.

Immerhin fassen wir in Rantzaus Testament die Namen und Tätigkeitsbereiche von Menschen, die ansonsten nur selten in der Schriftquellenüberlieferung erscheinen. Durch die Höhe der für sie jeweils vorgesehenen Legate können wir darüber hinaus zumindest ansatzweise ihre Bedeutung für die Rantzausche Haushaltung bzw. ihre Nähe zum Erblasser einschätzen, wobei letztere in einigen Fällen durch weitere konkrete Angaben zu den Hintergründen der jeweiligen Übertragungen noch klarer profiliert werden kann. Die Wertschätzung, die in Rantzaus Andeutung mitschwingt, er habe seinem bereits erwähnten Diener Jacob das im Testament aufgeführte samtene „hasen wammes“ bereits im Vorfeld anlässlich der Übertragung einer Genealogie aus nicht genanntem Zusammenhang auf eine Holztafel versprochen, ist in diesem Sinne zwar anrührend – und vor dem Hintergrund des im vorliegenden Beitrag behandelten Gegenstandes von besonderem Interesse, lässt aber ebenfalls viel Fragen offen.

Es bleibt zu hoffen, dass die Beschäftigung mit den im Umfeld Heinrich Rantzaus entstandenen Quellenzeugnissen dazu anregen wird, sich im Jubiläumsjahr 2026 umso intensiver mit der Alltagsgeschichte des 16. Jahrhunderts zu beschäftigen und dabei auch die vermeintlich kleinen Leute in den Fokus der Betrachtung zu rücken. – Friede den Hütten ...

Anmerkungen

1 Heinrich Rantzau (1526–1598): königlicher Statthalter in Schleswig und Holstein. Ein Humanist beschreibt sein Land: Eine Ausstellung im Landesarchiv Schleswig-Holstein. Schleswig 1999 (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, 64), S. 100 (lat. Text zum „Status nobilium“: „[...] familia Ranzoviana superstites masculos hodie habet 118, arces et praedia 71; Alefeldica et Rumoriana, quae pro una censetur, masculos 59, arces et praedia 31; Pogwischiana et de Wisch masculos 28, arces et praedia 18; Bockwoldiana masculos 24, arces et praedia 11.“) u. S. 206 (dt. Text).

2 Vgl. etwa zu Blomes abschätzigen Bemerkungen über Rantzaus „vielfeltige, nerrische unnd lächerliche Bücher“ in: Dieter Lohmeier: Heinrich Rantzau und die Adelskultur der frühen Neuzeit, in: *Arte et Marte. Studien zur Adelskultur des Barockzeitalters in Schweden, Dänemark und Schleswig-Holstein*, Neumünster 1978, S. 67-84, hier S. 76.

3 Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden [SHRU], Bd. 9: Herrschaft Breitenburg 1256–1598, bearb. von Kurt Hector und Wolfgang Prange (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, 21), Neumünster 1988.

4 Vgl. Dieter Lohmeier: Heinrich Rantzau. Humanismus und Renaissance in Schleswig-Holstein. Heide 2000 (Kleine Schleswig-Holstein-Bücher, 50) u. Detlev Kraack: Das Selbstverständnis und die Selbstdarstellung Heinrich Rantzaus (1526–1598) im Spiegel von Schrift, Bild und Monument. Der Humanist als Sohn des unbezwungenen Feldherrn und Sproß einer traditionsreichen Familie des Landesadels, in: *Schriftlichkeit und Identität in der Neuzeit (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, 38)*, Neumünster 2004, S. 15-43 sowie ders.: Heinrich Rantzau (1526–1598) als Amtmann von Segeberg und Statthalter des dänischen Königs in den Herzogtümern. Anregungen zu einer Spurensuche vor Ort, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte* 95 (Oktober 2018), S. 6-22.

5 Vgl. Lohmeier, wie Anm. 4, S. 40, Abb. 18.

6 Johann Rantzau war aus Protest gegen die von Christian III., Adolf und Hans den Älteren von Sonderburg im Jahre 1544 vorgenommene Landesteilung von allen seinen Ämtern zurückgetreten, vgl. Gerhard Kraack: Johann Rantzau (1492–1565) – Feldherr und Staatsmann, in: *Steinburger Jahrbuch* 44 (2000), S. 9-28 u. Kraack: Selbstverständnis (wie Anm. 4), S. 21-23.

7 Vgl. das Motto etwa jeweils in eine Zierkartusche eingefasst oben auf den Porträtdarstellungen in: Heinrich Rantzau (wie Anm. 1), S. 306-307 u. S. 309.

8 Vgl. Barbara Uppenkamp: Die Familie Rantzau als Auftraggeber von Skulpturen im 16. Jahrhundert, in: *Wissenstransfer und Kulturimport in der Frühen Neuzeit. Die Niederlande und Schleswig-Holstein*, hrsg. von Kirsten Baumann, Constanze Köster u. Uta Kuhl, Petersberg 2020, S. 180-201, dort u. a. zu Epitaph für Gerhard Walstorp, Heinrich Rantzaus Großvater mütterlicherseits, in der Segeberger Kirche S. 182 mit Abb. 1, zu Epitaph für Johann Rantzau aus dem ehemaligen Heilig-Geist-Hospital in Kiel (heute auf Schloss Gottorf) S. 182-184 mit Abb. 2, zu dem verlorenen Grabmal für Johann Rantzau und Anna Walstorp (in der Kirche zu Itzehoe, Kupferstich) S. 180 (Abb.) u. S. 184-189 mit diversen Abb., zum Grabmal für Daniel Rantzau in der St. Catharinenkirche zu Westensee, S. 188-191 mit Abb. 9 und zum verlorenen Epitaph der Familie von

- Heinrich Rantzau und Christine von Halle (in der Kirche zu Itzehoe, Kupferstich), S. 191-192 mit Abb. 11.
- 9 Vgl. Oliver Auge: Selbstdarstellung und Legitimation um 1600. Die sog. Rantzausche Tafel auf Krengerup (Fünen), in: *Nordelbingen* 80 (2011), S. 35-55 (mit entsprechenden Abb.). – Farbige Darstellung etwa auch bei Lohmeier, wie Anm. 4, S. 18-19 u. Abdruck der in Kupfer gestochenen Variante in: Heinrich Rantzau, wie Anm. 1, S. 315 (nach Hieronymus Henninges, *Genealogiae aliquot familiarum in Saxonia*, Hamburg 1590, fol. 35v-36r).
- 10 Vgl. Lohmeier (wie Anm. 4), S. 52 u. Kraack: Selbstverständnis (wie Anm. 4), S. 39-40 u. ders.: Heinrich Rantzau (wie Anm. 4), S. 20-21.
- 11 Vgl. Wiebke Steinmetz: Pyramiden und Obelisken als Zeichen des Herrscherlobes und adliger Selbstdarstellung, in: Heinrich Rantzau (wie Anm. 1), S. 68-75 (mit Abb. zu den entsprechenden Monumenten, u. a. Kupferstich zur Pyramide von Nordoe S. 68).
- 12 Vgl. Uppenkamp (wie Anm. 8), S. 182-184 u. S. 188-191 (zu Itzehoe) u. S. 184-189 (zu Westensee). – Die im 17. Jahrhundert zerstörte Rantzausche Grabkapelle an der St. Laurentiuskirche in Itzehoe wurde – nach freundlicher Mitteilung von Birgit Scheiter aus Itzehoe – zunächst notdürftig restauriert; im 19. Jahrhundert wurde die Kapelle dann abgerissen, die beschädigten Sarkophage der Familie wurden in eine Kapelle westlich am Turm der 1718 neu errichteten Kirche überführt und gelangten nach deren Beseitigung im 20. Jahrhundert in die Schlosskapelle der Breitenburg. Dort sind neben den beiden Rantzau-Sarkophagen u. a. an der Rückwand hinter dem Altar Porträtbüsten Johann Rantzaus und Catharina von Halles von deren Epitaph aus der St. Laurentiuskirche erhalten.
- 13 SHRU, Bd. 9 (wie Anm. 3), S. 443-466 (Nr. 1027, Heinrich Rantzaus Testament, Segeberg, 1594, Oktober 18), dort S. 446 (19) zu dem bereits vorbereiteten Nachruf, ebd. (20) „Zu meiner gedechtnuß habe ich selbsten etwa setzen laßen“ u. S. 464 [Nachtrag:] (170) zu einem „opus, damit ich Holsatiam describere [d. h. beschreibe], das ist fertig, und liegen stocke und figuren alle dabei“. – Bezeichnenderweise haben die Erben den letzten Punkt nicht umgesetzt; Rantzaus 1597 abgeschlossene Beschreibung der Kimbrischen Halbinsel wurde erst im Jahre 1739 im ersten Band der *Monumenta inedita* von Ernst Joachim von Westphalen zum Druck befördert.
- 14 Vgl. Kraack: Heinrich Rantzau (wie Anm. 4), S. 18-19.
- 15 Hier im Folgenden nach SHRU, Bd. 9 (wie Anm. 3), S. 550-551 (Nr. 1216, 1589 Februar 8 Breitenburg).
- 16 Vgl. zu den entsprechenden Angaben in den Itzehoer Kirchenregistern der Zeit weiter unten.
- 17 Vgl. SHRU, Bd. 9 (wie Anm. 3), S. 443-466 (Nr. 1027, Heinrich Rantzaus Testament, Segeberg, 1594, Oktober 18), S. 447 (37).
- 18 Vgl. ebd., S. 446 (15).
- 19 Vgl. Wilhelm Jensen: Aus alten Itzehoer Archiven, Itzehoe 1938, S. 36. – Die Angaben wurden mir dankenswerterweise von Birgit Scheiter (Itzehoe) überliefert.
- 20 Ebd., S. 39.
- 21 Ebd., S. 48.

22 Ebd., S. 43.

23 Ebd., S. 38. – Bei dem „Erbegräbnis, so er im Kinderhause will bauwen und zurichten lassen“ handelte es sich um die Grabkapelle, die zu Beginn der 1590er Jahre die damals überfüllte Rantzausche Gruftanlage aus den späten 1570er Jahren (Inscription von Heinrich Rantzau an der Wand der Gruft des späteren Reichsgrafen Christian Rantzau [1614–1663] – datiert: ANNO DOMINI 1579 ANNO ÆTATIS 54 [DT. „IM JAHRE DES HERRN 1579, IM 54. JAHR SEINES EIGENEN LEBENS“] – ERSETZTE (NACH FREUNDLICHER MITTEILUNG VON BIRGIT SCHEITER, ITZEHOE).

24 Vgl. hierzu den Peter Lindenbergs Hypotyposis arcium von 1592 beigegebenen Kupferstich mit einer Innenansicht der Rantzauschen Grabkapelle bei Lohmeier (wie Anm. 4), S. 117.

25 SHRU, Bd. 9 (wie Anm. 3), S. 550-551. – Bei den Erwähnten handelte es sich um Heinrichs Eltern, um seinen Bruder Paul (1527–1579) und um seinen Sohn Friedrich (1557–1587). – Vgl. zu letzterem auch ebd., S. 498-500 (Nr. 1108, „Nachricht von geburth und absterben herrn Johan Rantzawen rittern und deren sohne und tochter auch kindeßkindere“, undatiert), S. 499: „Anno Domini 1557 ist sein [d. h. Heinrich Rantzaus] dritter sohn Fridrich geboren zu Segeberge auf dem hause den 31ten tag octobris nach 6 schlagen, am abend ungefehrlich 6 minuten. Ist in Franckreich bei Champeraulx erschossen anno 1587 den 29. novembris stilo novo, dem 9. decembris stilo veteri.“

26 Vgl. etwa zur Trauer über den Tod seines Sohnes Kai (1562–1591) Lohmeier (wie Anm. 4), S. 50-51 (mit Abb. 25).

27 SHRU, Bd. 9 (wie Anm. 3), S. 443-466 (Nr. 1027, Heinrich Rantzaus Testament, Segeberge, 1594, Oktober 18), S. 447 (30)-(32). – Engelotten (auch Angelotten; nach dem aufgeprägten Engelsmotiv) waren nach englischem Vorbild geprägte Goldmünzen; bei den Portugalesern (auch Portugalösern) handelte es sich um ursprünglich portugiesische Goldnominale, die ab 1553 in Hamburg geprägt wurden und im Ostseeraum weite Verbreitung fanden.

28 Ebd., S. 448 (43).

29 Ebd., S. 448 (44).

30 Ebd., S. 447 (38).

31 Ebd., S. 447 (26) bzw. (39).

32 Ebd., S. 447 (28) bzw. S. 448 (40).

33 Ebd., S. 447 (33).

34 Ebd., S. 448 (49) bzw. (48).

Umsturzverdacht und Gesinnungsprüfung: Das Lübecker Militär und die Sozialdemokratie um 1890

Von Ortwin Pelc

Am 25. Januar 1890 wurde das sogenannte Sozialistengesetz vom Reichstag nicht mehr verlängert. Die Sozialdemokraten durften nach zwölf Jahren Unterdrückung und Verfolgung durch die Behörden des Deutschen Reiches nun wieder öffentlich auftreten, sich organisieren und legal Zeitungen gründen. In Lübeck wurde bei den Reichstagswahlen am 20. Februar 1890 mit dem Former und Gastwirt Theodor Schwartz (1841–1922) sogar ein Sozialdemokrat als Vertreter für Lübeck in Berlin gewählt. Seit 1878 hatte es zwar auch in Lübeck gegenüber den Sozialdemokraten Verfolgungen, Durchsuchungen und Verbote durch die Polizeibehörde gegeben, sie fielen aber weit weniger scharf aus als in anderen Regionen des Deutschen Reiches.¹ Aus Hamburg ausgewiesene sozialdemokratische Publizisten wie Johannes Wedde und Johann Heinrich Wilhelm Dietz fanden in Lübeck vorübergehend Aufnahme.² Das Ende der offiziellen Verfolgungsmaßnahmen und die Wahl eines Sozialdemokraten 1890 hießen aber nicht, dass die konservative bürgerliche Gesellschaft, deren Vertreter in Senat und Bürgerschaft saßen, weniger Befürchtungen vor sozialistischen Ideen hat-



Einzug des Füsilierbataillons am 18. Juni 1871 in Lübeck (aus: *Vaterstädtische Blätter* vom 25. Juni 1911).

te. Dies betraf u.a. auch das hier stationierte Militär, das ja besonderen Wert auf Loyalität zu Staat und Kaiser legte. Es duldete selbstverständlich keine Kritiker oder „Reichsfeinde“ in seinen Reihen, konnte aber nicht verhindern, dass diese als Rekruten zum dreijährigen Wehrdienst eingezogen wurden.

Durch eine Militärkonvention mit Preußen wurde im neugegründeten Norddeutschen Bund 1867 die Militärhoheit Lübecks, Hamburgs und Bremens auf das Königreich Preußen übertragen; die drei Stadtstaaten verloren damit ihre jahrhundertalte militärische Eigenständigkeit, mithin also einen Teil ihrer Souveränität. Danach wurden Militärpflichtige mit Lübecker Staatsangehörigkeit zu den in Lübeck stationierten Füsilieren (ab 1889: III. Bataillon) des 2. Hanseatischen Regiments Nr. 76 einberufen.³ Während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 kämpfte auch das Lübecker Bataillon an verschiedenen Kriegsschauplätzen in Frankreich. Seine festliche Rückkehr am 18. Juni 1871 auf dem Lübecker Marktplatz wurde in einem frühen Foto festgehalten.

Es ist nach den bisherigen Forschungen schwer einzuschätzen, wie begeistert die Lübecker von ihrer Eingliederung in das Deutsche Kaiserreich waren bzw. wieviel Sehnsucht nach hanseatischer Unabhängigkeit es nach der langen Zeit der Eigenständigkeit gab; die Distanz der Hamburger zum dominanten Preußen soll größer als in Lübeck gewesen sein.⁴ Auch sind die Rolle und Akzeptanz der preußischen Militäreinheit in der Stadt nicht bekannt.⁵ Mit der zunehmenden Etablierung des Kaiserreichs von 1871 bis 1914 wuchs die Identifizierung mit diesem. Lübecker Soldaten meldeten sich 1900 freiwillig für den Einsatz gegen den Boxeraufstand in China und 1904 zum Einsatz in der Kolonie Südwestafrika. Bis in die 1890er Jahre waren ständig rund 450 Soldaten in Lübeck stationiert. Für sie wurde 1869 bis 1871 eine (1976 abgerissene) Kaserne an der Fackenburger Allee errichtet.⁶ 1897 wurde das Bataillon durch ein zusätzliches zum nun 3. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 162 erweitert.

Bereits während des Verbots der Sozialdemokraten 1878 bis 1890 wurde das Lübecker Militär eingesetzt, um zusammen mit der Polizei Unruhen bei Versammlungen zu verhindern. In den vorhandenen Akten wird seit Ende 1888 berichtet, dass es auch Nachforschungen nach Soldaten gab, die mit der Sozialdemokratie sympathisierten.⁷ Am 31. Dezember 1888 sandte der Kommandeur des 2. Hanseatischen Infanterie-Regiments in Hamburg, Richard von Klitzing, an das Lübecker Polizeiamt eine Liste der aus dem Aushebungsbezirk Lübeck eingezogenen Rekruten und ersuchte darum zu prüfen, ob sich darunter Anhänger der Sozialdemokraten befänden. Am 22. Januar 1889 erhielt er darauf nach Recherchen des Polizeiwachtmeisters Erhardt die Antwort, „daß der größte Theil der hiesigen Arbeiter und Gesellen den hiesigen bestehenden Fachvereinen angehört, welche wiederum ihrerseits theils mehr, theils weniger sozialdemokratische Interessen vertreten.“ Unter den Rekruten sei kein „hervorragender Führer“, allerdings gehörten Mörcke, Jaenicke und Kunze zu den Vorstandsmitgliedern ihrer Fachvereine; der Tischler Ploch wäre dadurch verdächtig, dass er 1885 beim Boykott einer Tischlerwerkstätte durch den Fach-

verein einen der Gesellen, der dies verweigerte, so stark misshandelt habe, dass er zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt worden sei. Im folgenden Jahr erhielt das Polizeiamt am 8. Januar 1890 vom örtlichen Bataillonskommandeur wiederum die Anfrage, anhand der Rekrutenliste zu ermitteln „ob einzelne der aufgeführten Leute offenkundig socialdemokratischen Tendenzen huldigen, derartigen Vereinen angehören oder überhaupt der Socialdemokratie verdächtig erscheinen.“ Nun wurden aufgrund von Recherchen von „überwachenden Polizei-Beamten“ Bemerkungen zu einzelnen Personen in die – nicht mehr vorhandenen – Listen eingetragen. Diese Anfragen wurden auch nach Aufhebung der Sozialistengesetze fortgeführt. Nach der Neueinstellung von Rekruten im Herbst 1890 stellte Polizeimeister Ehrhardt am 2. Dezember 1890 fest: „Wenn auch der größte Theil der Arbeiter, Gehülfen etc. zur Arbeiterpartei hält, so kann man dieselben doch nicht als eigentliche Socialdemokraten rechnen, sie werden vielfach durch die Fachvereine und derartigen Verbindungen mit fortgerissen und sind noch zu jung um in diesem Treiben klar zu sehen oder zu bemerken, daß diese Vereine nur Auswüchse der Socialdemokratie sind. Zu den Führern, Rednern oder sonst hervorragenden Persönlichkeiten dieser Vereine hat keiner der eingetretenen Rekruten gehört.“ Diese Ansicht variierte der Polizeiinspektor Mundt in seiner Antwort am 4. Dezember 1890: „Obwohl noch jung und unerfahren, sind die erst aus der Lehre entlassenen jungen Leute doch schon für diese Partei gewonnen u. eingenommen, denn sie sind der von den sozialdemokratischen Führern angewandten Taktik entsprechend während der Lehrzeit resp. auf den Arbeitsplätzen durch mitarbeitende ältere Gesellen und Arbeiter über sozialdemokratische Ziele eingehend unterrichtet worden.“ Im Februar 1891 und im Januar 1892 erfolgten wiederum ähnliche Anfragen mit vergleichbaren Antworten. Einen Hinweis, wie genau die Lübecker Polizei auch nach der Nicht-Verlängerung des Sozialistengesetzes durch den Reichstag im Januar 1890 weiterhin die Sozialdemokraten in der Stadt beobachtete, gibt der Bericht des Polizeiwachtmeisters Fritze vom 6. Januar 1892. Danach seien zwar in der Rekrutenliste keine eindeutigen Sozialdemokraten festzustellen, in der Druckerei der Gebrüder Borchers sei aber ermittelt worden, dass der Buchdrucker Eggers und der Schriftsetzer Vollmer zwar einen Streikaufruf unterschrieben hätten, aber beim Beginn desselben bereits zum Militär eingezogen worden wären. Der Zimmermann Uphal hätte nach Auskunft seines Meisters Rittscher dem Fachverein angehört.

Bereits wenige Wochen nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes sandte der preußische Innenminister auch im Namen des Kriegsministers am 31. März 1890 ein Schreiben an die Oberpräsidenten aller preußischen Provinzen, es seien „diejenigen für den Militärdienst ausgehobenen Mannschaften namhaft zu machen, welche bereits eine gewisse Führerrolle innerhalb der sozialdemokratischen Partei eingenommen haben oder wenigstens als eifrige und zielbewußte Vertreter ihrer Lehre gelten.“ Die konservative politische Führung im Militär des Kaiserreiches fürchtete offensichtlich um den Bestand der ge-

sellschaftlichen Ordnung und um die Monarchie.⁸ Es sollten aber auch die Rekruten ermittelt werden, die „unter sozialdemokratischem Einfluß oder in gewisser Fühlung mit der sozialdemokratischen Partei gestanden haben“.⁹ Ziel dieser Initiative sollte es sein, diese politisch zuzuordnenden Soldaten nicht in Garnisonen an ihren Heimatorten oder an Orten mit einer bereits starken sozialdemokratischen Bewegung unterzubringen; zugleich sollten auch nur wenige gleichgesinnte Soldaten in einer Garnison zusammen stationiert werden. Dieses Schreiben sandte das preußische Kriegsministerium am 21. April 1890 mit entsprechenden Anweisungen auch an das General-Kommando des IX. Armee-Korps in Altona; es betonte dabei, dass dieses Vorgehen auch ein ausdrücklicher Wunsch des Kaisers sei. Die Ermittlungen hätten vor der Zuweisung von Soldaten an ihre Einheiten zu erfolgen und sollten auch deren weitere Überwachung erleichtern. All dies hatte natürlich geheim zu erfolgen; entsprechend waren auch die jeweiligen Schreiben gekennzeichnet. Abschriften beider Schreiben sandte das General-Kommando am 1. Mai an die Militärkommission des Lübecker Senats, der sie bereits zwei Tage später beriet und „streng vertraulich“ an die Ersatzkommission weiterleitete. Diese war als zivile Dienststelle für die Erfassung, Musterung und Einberufung der Wehrpflichtigen zuständig.

Am 24. Januar 1891 wandte sich Reichskanzler von Caprivi in seiner Funktion als gleichzeitiger preußischer Außenminister in einem vertraulichen Rundschreiben – das auch an andere Landesregierungen ging – erneut an den Lübecker Senat. Er stellte fest, dass es aufgrund der Militärkonvention von 1867 zwischen Preußen und Lübeck den Militärbehörden nicht – wie in Preußen – möglich sei, Militärpflichtige in „entlegene Garnisonen“ zu verlegen und sie damit zu isolieren. Er stellte es dem Lübecker Senat frei, sich an das preußische Kriegsministerium zu wenden, um „erforderlichen Falls ein Theil der aus dem dortigen Staatsgebiet ausgehobenen Mannschaften fortan außerhalb der vertragsmäßig gezogenen Schranken in das Heer“ einzustellen. Die Militärkommission des Lübecker Senats verfasste daraufhin unter Leitung der Senatoren Georg Friedrich Harms (1811–1892) und seines designierten Nachfolgers Heinrich Alphons Plessing (1830–1904)¹⁰ am 13. Februar 1891 einen zwölfseitigen Bericht. Darin wird die preußische Feststellung, dass sich Sozialdemokraten unter den Soldaten befänden – „wiewohl nicht im weitesten Umfange“ – bestätigt. Dies sei auch schon bei einer Untersuchung vom 3. Mai 1890 durch die Beobachtung von Versammlungen festgestellt worden. Von solchen Mannschaften, „die als eifrige und zielbewußte Anhänger der Sozialdemokratie bezeichnet waren“, wurden 1890 keiner, 1888 und 1889 jedoch neun eingestellt. „Etwa die Hälfte derselben hat sich gut geführt, ein Theil derartig, daß sie befördert werden konnten, während die anderen allerdings zu manchen disziplinarischen Bestrafungen Anlaß gegeben haben.“ Von einer Gefährdung der „Manneszucht“ könne im hiesigen Bataillon also nicht die Rede sein. Allerdings sei nicht auszuschließen, dass weitere Soldaten Beziehungen zu den Sozialdemokraten hät-

ten. „Es ist nicht undenkbar, daß im Falle innerer Unruhen, solche Elemente, wenn nicht von energischen Vorgesetzten und anders denkenden Kameraden fortgezogen, nur zögernd gegen frühere Gesinnungsgenossen vorgehen oder gar unter Umständen durch Versagung des Gehorsams eine gefahrdrohende Lage herbeiführen können.“ Diese Gefährdung wurde insbesondere den nach Lübeck „wegen ihres Körpermaßes oder aus disziplinarischen Gründen“ versetzten Hamburger Soldaten unterstellt. In der Akte mit diesem Bericht befindet sich eine Tabelle der in den Jahren 1888 bis 1890 eingestellten Rekruten, die wohl mit ihm zusammen erstellt wurde und für diese Jahre die Aushebung von 181, 204 sowie 258 Rekruten verzeichnet. (Tab. 1).

Die beiden Senatoren empfahlen in ihrem Bericht, dem preußischen Ansinnen zur Stationierung eines Teils der Truppen außerhalb des Lübecker Staatsgebietes – also der Isolierung von Sozialdemokraten im Heer – zuzustimmen, da dies

Tab. 1: In Lübeck ausgehobene Soldaten 1888-1890

Jahr	1888	1889	1890
A. In Lübeck ausgehobene und eingestellte Rekruten beim Inf.-Reg. Nr. 76:			
-Lübecker	54	58	59
-Fremde	60	28	34
Andere Truppenteile:			
-Lübecker	14	24	23
-Fremde	35	69	105
B. Anderwärts ausgehobene und eingestellte Lübecker	63	43	57
C. In Lübeck gestellungspflichtige eingestellte Freiwillige			
Inf.-Reg. Nr. 76:	11	8	8
-Lübecker	6	1	7
-Fremde			
Andere Truppenteile:	20	21	20
-Lübecker	27	29	22
-Fremde			
D. In Lübeck für die Marine ausgehoben und eingestellt:	15	19	23
-Lübecker	3	6	14
-Fremde			
In Lübeck ausgehobene und von hier eingestellte Rekruten zusammen (= A+D)	181	204	258

Quelle: AHL, 1.2 NSA 1297 vom 14.2.1891. Die Zählung durch Großbuchstaben wurde hinzugefügt.

eine mögliche Gefahr abwenden würde und auch dem Wunsch des Kaisers entspreche. Um dies durchzuführen hätte der Senat mehrere Möglichkeiten. So könnte er Beschwerden von Versetzten zurückweisen, wie dies bereits 1884 im Fall des Soldaten Lissauer entgegen den gesetzlichen Bestimmungen erfolgt sei. Allerdings wäre dies in einer öffentlichen Diskussion in der Bürgerschaft nicht wirksam zu verteidigen. Deshalb müsste mit dieser eine Änderung des Artikels 1 in §9 der Militärkonvention mit Preußen beschlossen werden, nach dem Lübecker Wehrpflichtige in Lübeck stationiert werden müssten, falls sie nicht selbst den Wunsch äußerten, woanders oder z.B. in der Marine eingesetzt zu werden.

Die Autoren stellen aber fest: „so erscheint es geradezu unmöglich, eine solche Änderung der Konventionsbestimmung der Bürgerschaft gegenüber zu begründen. Die Erwägungen, welche thatsächlich zu einem theilweisen Verzicht auf das Recht der Lübecker zur Ableistung der Militärpflicht im hiesigen Bataillon den Anlaß geben, lassen sich nicht öffentlich verwenden.“ Auch könne nicht willkürlich durch die Entscheidung der Ersatzkommission über die Standortverlegung einzelner Soldaten entschieden werden. Somit bliebe nur die Streichung des Artikels eins in § 9 der Militärkonvention mit Preußen. Sie meinten aber auch: „Einen direkt darauf gerichteten Antrag wird man von Preußen nicht erwarten dürfen, weil es aus allgemeinen politischen Rücksichten den Schein mangelnder Vertragstreue und der Vergewaltigung der mit ihm verbündeten Regierungen vermeiden muss.“ Die Initiative müsse von Lübeck ausgehen, auf den Artikel und damit auf die Stationierung seiner Rekruten in der Heimat zu verzichten. Bremen hätte dies bereits 1882 getan, Lübeck könnte die Begründungen des Bemer Senats übernehmen. Es ist bemerkenswert, dass in dem Bericht festgestellt wird, die Militärkommission verhehle keineswegs, „daß durch die Aufhebung des Reservatrechtes die Interessen mancher Dienstpflichtigen und ihrer Angehörigen empfindlich berührt werden. Indessen darf man sich der Erwartung hingeben, daß die preußische Militärverwaltung von dem freieren Verfügungsrechte bezüglich der Überweisung der Lübecker an auswärtig garnisonierte Truppentheile schon aus finanziellen Gründen nicht einen weiteren Gebrauch machen werde, als es durch überwiegend sachliche Gründe geboten erscheint.“ Darüber hinaus nahm die Militärkommission an, dass auch andere Landesregierungen auf die entsprechende Regelung in den Militärkonventionen mit Preußen verzichten würden.

Bereits am darauffolgenden Tag wurde der Bericht der beiden Senatoren im Senat verlesen und beschlossen, dass der Senat „geneigt“ sei, dem Ansinnen Preußens zu entsprechen und die Militärkonvention zu revidieren; allerdings sollte sich zuvor Senator Plessing beim Hamburger Senat vertraulich erkundigen, wie jener zu dieser Frage stünde. Plessing fragte daraufhin beim in Hamburg für das Militär zuständigen Senator Friedrich Alfred Lappenberg (1836–1916) an, und schilderte ihm die Problematik, erkundigte sich, ob der Hamburger Senat sich schon entschieden hätte, und betonte, dass es darü-

ber keine öffentliche Diskussion geben dürfe, jedoch die Senate von Hamburg und Lübeck möglichst einheitlich vorgehen sollten. Lappenberg antwortete ausführlich, dass in Hamburg seit dem vorangegangenen Jahr in weitgehender Auslegung der Militärkonvention Rekruten der Infanterie auch außerhalb von Hamburg stationiert würden. Man würde die Begriffe „grundsätzlich“ und „regelmäßig“ so interpretieren, dass davon Ausnahmen möglich seien. Allerdings würde gewerkschaftliches Engagement oder die Mitgliedschaft in Fachvereinen nicht ausreichen, um einen Rekruten der Verbindung zur Sozialdemokratie zu verdächtigen. Der Hamburger Senat hätte zu Caprivis Anfrage noch keine Stellung genommen, wahrscheinlich könne man sich dieser aber nicht entziehen. Er empfehle gemeinsames Handeln, vorerst jedoch „die Note gleichfalls dilatorisch zu behandeln.“ Im Lübecker Senat wurde Lappenbergs Schreiben am 28. Februar 1891 verlesen und darauf beschlossen, dass der § 9 der Militärkonvention abgeändert bzw. dessen Absatz 1 gestrichen werden solle, wie es bereits Bremen gemacht hätte. Die Senatoren Plessing und Karl Peter Klügmann (1835–1915) sollten dies in die Wege leiten, ein Schreiben entwerfen und Hamburg über das Lübecker Vorgehen informieren. Zum Entwurf sollte sich abschließend der Hanseatische Gesandte in Berlin Friedrich Krüger (1819–1896) äußern.

Es ist bemerkenswert, dass in den maßgeblichen politischen Gremien Lübecks die Meinung anscheinend einhellig war, dass Sozialdemokraten im Militär politisch isoliert werden sollten; zumindest vermitteln die vorhandenen Akten diesen Eindruck, wobei bedacht werden muss, dass aus den Senatssitzungen nur kurze Verlaufs- und Ergebnisprotokolle vorliegen. So wird in dem Anschreiben an den Gesandten Krüger zur Erklärung des Vorgangs und des Schreibens von Caprivi bemerkt: „Die allgemeinen Wahrnehmungen, von welchen der Herr Minister ausgeht, haben in Lübeck insofern Bestätigung gefunden, als auch hier unter den zur Aushebung gelangenden Militärflichtigen socialdemokratische Elemente vorhanden sind, in Betreff derer es erwünscht sein mag, sie durch Überweisung an entlegene Garnisonen dem Einflusse der socialistischen Organisation zu entrücken, obwohl die Zahl der hier ausgehobenen Lübecker, die als Vertreter oder zielbewußter Anhänger socialistischer Lehren bezeichnet werden konnten, nur eine geringe gewesen ist.“ In dem Schreiben wird zugleich die Skepsis deutlich, wie diese Absicht der Lübecker Bürgerschaft, die ihr zustimmen musste, vermittelt werden könnte; jedenfalls sollte dabei das vertrauliche Schreiben Caprivis an den Senat nicht erwähnt werden. Der Gesandte Krüger sollte sich zu dem Schreiben äußern und zugleich die aktuelle politische Lage in Berlin einschätzen. Zwei kurze Notizen in den Akten deuten dabei an, dass mindestens einer der an diesen Diskussionen Beteiligten – wohl Bürgermeister Heinrich Theodor Behn (1819–1906) – mit diesem Vorgehen nicht zufrieden war, da mit einem Nachgeben gegenüber den Wünschen Preußens keine Gegenleistungen für Lübeck gefordert wurden.

Seitens der Lübecker Militärkommission gab es dann in den folgenden Wochen weitere Stellungnahmen. Allerdings beschloss darauf der Senat in seiner Sitzung vom 23. Mai 1891 mit der preußischen Regierung keine Verhandlungen wegen der Änderung des § 9 der Militärkonvention aufzunehmen. Stattdessen sollte – wie von der Militärkommission des Senats beantragt – der Zivilvorsitzende der Ersatzkommission angewiesen werden, keinen Einspruch zu erheben, wenn Lübecker Militärdienstpflichtige in auswärtige Militärstandorte verlegt werden sollten und „nach Auskunft der Polizeiamter als Führer oder Förderer der socialdemokratischen Partei gelten oder nach ihrem Verhalten dieser Partei angehören.“ Zugleich wurde das Polizeiamt beauftragt, dem Zivilvorsitzenden der Ersatzkommission die Dienstpflichtigen aufgrund der von ihm zur Verfügung gestellten Listen zu benennen, auf die die zuvor genannten Merkmale zuträfen. Senator Plessing erhielt nun den Auftrag, ein Antwortschreiben an Reichskanzler Caprivi zu entwerfen. Der Senat schrieb Caprivi sodann am 13. Juni 1891, er verkenne nicht „die Gefahren für die Manneszucht der Armee und für den Staat“ durch Soldaten, „die auch nach ihrer Einreihung in das Heer dem Einflusse der sozialistischen Agitation und Organisation im Hinblick auf die bestehende Militärkonvention ihrer Heimath nicht unterdrückt werden können.“ Tatsächlich sei jedoch der Anteil der Lübecker Militärdienstpflichtigen, die freiwillig und auswärts an Garnisonsstandorten in Bruderstaaten sowie in die Marine einträten „ein sehr bedeutender“. Zudem gehöre von den 60 bis 70 jährlich an das hiesige Bataillon überwiesenen Lübeckern der überwiegende Teil Berufskreisen an, die nicht mit der Sozialdemokratie in Verbindung stünden.¹¹ Bereits nach dem Ersuchen des IX. Generalkommandos vom 1. Mai 1890 (aufgrund der Erlasse des Innenministers vom 31.3.1890 und des Kriegsministers vom 21.4.1890) habe der Lübecker Senat die Anweisung erteilt, dass den Widersprüchen verdächtiger Rekruten gegen ihre Versetzung an auswärtige Garnisonen nicht stattgegeben werde. „Der Senat glaubt hiedurch den Intentionen Eurer Excellenz sachlich entsprochen zu haben, ohne daß es erforderlich erschien, mit dem Königlich Preußischen Kriegsministerium über die Einstellung eines Theiles der aus dem diesseitigen Staatsgebiete aufgehobenen Mannschaften in Verbindung zu treten.“ Damit hatte sich der Lübecker Senat diplomatisch dem Problem entzogen, eine öffentliche Diskussion über die politische Einstellung von Rekruten zu verursachen, denn schließlich besaßen die Sozialdemokraten wieder eine legal zugelassene Partei.

Dennoch fanden weiterhin Überwachungen Militärdienstpflichtiger statt. So meldete der Polizeiinspektor Munck am 4. Juni 1891 nach Durchsicht der Liste der Rekruten, dass darunter fünf Verdächtige seien, die mit der Sozialdemokratie in Verbindung gebracht werden könnten. Es waren die Rekruten Ewert, Vorstandsmitglied der Filiale des deutschen Schuhmachervereins, Hümmöller, Kontrolleur im Unterstützungsverein deutscher Tabakarbeiter, Rieder, erster Vorsitzender des Eisen- und Metallarbeiter-Fachvereins, Eggers, erster Vorsitzender des Klempner-Fachvereins, und Petersen, Beisitzer und Revisor

des Buchbinder- und Verwandten-Berufsgenossen-Vereins. Die Lübecker Polizei überprüfte nicht nur solche Listen, sie war auch auf sozialdemokratischen Veranstaltungen dabei und nahm wie in anderen Städten auch Spitzelberichte entgegen.¹²

Die Lübecker Akten enthalten einen weiteren ähnlichen Vorgang aus dem Jahr 1894. Danach wandte sich das Generalkommando in Altona mit Verweis auf Schreiben des preußischen Innenministeriums und des Kriegsministeriums am 23. April 1894 wiederum an die Militärkommission des Lübecker Senats. Gleichlautende Schreiben waren seitens der Ministerien an alle preußischen Ober-Präsidenten und Generalkommandos gegangen. Nun ging es nicht allein um die Ermittlung von möglichen Sozialdemokraten unter den Wehrpflichtigen, sondern auch um „zur Aushebung gelangende Anarchisten“.¹³ Zu diesen heißt es mit dem Ersuchen der Geheimhaltung: „Rekruten der letzteren Art sind ebenso, wie die in Zukunft noch bezeichneten Sozialdemokraten, von der Überweisung an die Garde grundsätzlich auszuschließen.“ In seinem Schreiben betont der Innenminister, dass er unzufrieden mit der Rückmeldung verdächtiger Sozialdemokraten sei, räumt jedoch ein, dass allein die Sympathie für sozialdemokratische Ideen bei Rekruten schwer zu ermitteln sei. Es sollten deshalb neben den Anarchisten nur „zielbewußte und führende Sozialdemokraten“ genannt werden. Der Lübecker Senat beschloss daraufhin am 25. April 1894, das Schreiben des Generalkommandos dem Vorsitzenden des Polizeiamts „streng vertraulich“ zu übergeben, das Amt die Rekrutenlisten prüfen zu lassen und ggf. Verdächtige zu melden und anschließend das Schreiben der Senatskanzlei „zur geheimen Verwahrung zuzustellen“. Im Oktober 1894 gab es erneut eine Korrespondenz zwischen dem Lübecker Senat und dem Generalkommando in Altona zu einer Anweisung des preußischen Kriegs- und Innenministers, insbesondere freiwillig sich meldende Rekruten zu überprüfen, ob sie Sozialdemokraten seien, und deren Eintritt in das Heer dann zu verhindern.

Dieses Misstrauen des preußischen und auch des Lübecker Staates gegenüber der Unterwanderung des Militärs mit sozialdemokratischen Ideen und Soldaten war die eine Seite, andererseits wandte sich ein Teil der Sozialdemokratie zu Beginn der 1890er Jahre explizit gegen die zunehmende Militarisierung der wilhelminischen Gesellschaft, die damals eng mit nationaler Begeisterung verbunden war.¹⁴ In diesen Jahren entstand zudem eine Friedensbewegung, die sich u.a. in der 1892 gegründeten Deutschen Friedensgesellschaft, dem 1889 veröffentlichten pazifistischen Roman *Die Waffen nieder!* von Bertha von Suttner (1843–1914) und 1893 der Schrift des Historikers Ludwig Quidde (1858–1941) *Der Militarismus im heutigen Deutschen Reich* zeigte. Beide Autoren erhielten 1905 bzw. 1927 den Friedensnobelpreis. Bis zum Jahr 1914 steigerten sich Militarismus und Nationalismus im Deutschen Kaiserreich, fanden auch unter Sozialdemokraten Zustimmung, führten aber zugleich zu heftigen innerparteilichen Diskussionen in der SPD.¹⁵

Anmerkungen

1 Kalman Stein: The labor movement in Luebeck 1866-1914, Ann Arbor 1976, hier S. 138-240.

2 Ortwin Pelc: Die Anfänge der sozialdemokratischen Presse in Lübeck, in: Rainer Pae-tau/Holger Rüdell (Hg.), Arbeiter und Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein im 19. und 20. Jahrhundert (SWSG 13), Neumünster 1987, 255-278, hier S. 261-270.

3 [https://de.wikipedia.org/wiki/Infanterie-Regiment_%E2%80%9EHamburg%E2%80%9C_\(2._Hanseatisches\)_Nr._76](https://de.wikipedia.org/wiki/Infanterie-Regiment_%E2%80%9EHamburg%E2%80%9C_(2._Hanseatisches)_Nr._76) (Aufruf 8.11.2025).

4 Gerhard Ahrens: Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg 1806-1914. Anpassung an Forderungen der neuen Zeit, in: Antjekathrin Graßmann (Hrsg.): Lübeckische Geschichte, 4. Aufl. Lübeck 2008, S. 537-685, hier S. 650f.; vgl. Gustav Lindtke, Die Stadt der Buddenbrooks. Lübecker Bürgerkultur im 19. Jahrhundert, Lübeck 1981, S. 28.

5 Forschungen zum Lübecker Militär im Kaiserreich fehlen weitgehend, s. allein Georg Fink: Lübeck und sein Militär. Von den Anfängen bis 1939, bearb. von Otto Wiehmann und Antjekathrin Graßmann, Lübeck 2000, S. 43-71; Otto Dziobek: Geschichte des Infanterie-Regiments Lübeck (3. Hanseatisches) Nr. 162, Lübeck 1922, beschränkt sich auf den Ersten Weltkrieg.

6 Fink (wie Anm. 5), S. 62.

7 Zum Folgenden: AHL, Polizeiamt 504, Fol. 248-259.

8 Stig Förster: Deutsche Militärgeschichte. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 2025, S. 540.

9 Zum Folgenden Archiv der Hansestadt Lübeck, 1.2 NSA 1297. In dem Schreiben wird auf einen ähnlichen Erlass vom 31.5.1885 Bezug genommen.

10 Plessing engagierte sich besonders für das Lübecker Militärwesen und verdoppelte die Größe der Lübecker Garnison 1897 durch die Gründung des 3. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 162 (https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Alphons_Plessing, 27.11.2025).

11 In dem Schreiben wird dies recht geschraubt wie folgt ausgedrückt: „... gehört überdies ein erheblicher Bruchtheil solchen Berufskreisen an, bei denen eine Verbindung mit der sozialdemokratischen Partei nicht anzunehmen ist.“

12 AHL, Polizeiamt 507; vgl. Richard Evans: Kneipengespräche im Kaiserreich. Die Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei 1892-1914, Reinbek 1989.

13 Zum Folgenden AHL, 1.2 Neues Senatsarchiv 1297.

14 Wolfram Wette: Militarismus in Deutschland, Frankfurt/M. 2008, S. 66-69; grundsätzlich dazu auch Reinhard Höhn, Sozialismus und Heer, Bd. 1-3, Bad Harzburg 1961/1969.

15 Wette (wie Anm. 14), S. 80-99.

Vom Malatelier zum modernen Porträt – Über 100 Jahren Foto Remmer

Von Claus Olsen

Kaum eine Technik hat so viele Veränderungen durchlaufen wie die Fotografie. Die bildgebenden Verfahren bedingten stets eine Änderung der Darstellung. Auch weitab der Metropolen lässt sich nachvollziehen, wie die technische Weiterentwicklung der Fotografie jeweils eine Herausforderung für diejenigen darstellte, die als professionelle Fotografinnen und Fotografen tätig wurden. Am Beispiel der Firma Foto Remmer lässt sich das Spannungsverhältnis zwischen Fotografie und Kunst ablesen. Denn Bilder haben zunehmend ihren Platz und ihre Funktion in der Gesellschaft, verändern den Blick auf die Welt und verdrängen in den letzten Jahren immer mehr den Text. Manche sprechen gar von „einer aggressiven Expansion der ‚visuellen Kultur‘“.¹ Gleichzeitig wurde und wird es immer schwieriger, professionell mit Fotos Geld zu verdienen. Da lohnt ein Blick auf ein Fotoatelier im Laufe der Jahrzehnte. Was hat sich verändert und wie hat es sich angepasst?

Gründung des Fotoateliers

Die Familie des Pfeifendrehers Heinrich Remmer zog Ende des 19. Jahrhunderts nach Unewatt. Nach einer Malerlehre wandte sich der Sohn Eduard (1866–1936) der Kunstmalerei zu. Er spezialisierte sich auf Bühnen- und die Deckenmalerei und war damit zu einem gewissen Erfolg gekommen. In dieser Zeit waren die Bauern in Angeln zum Wohlstand gelangt und bauten sich prächtige Häuser. Da passte es gut, wenn Remmers Kunst einen Raum noch größer und bedeutender erscheinen ließ. Heute stehen die Deckengemälde, soweit sie noch vorhanden sind, unter Denkmalschutz.² Für seine Ornamente schuf er sich Schablonen, doch manchmal brauchte er einen ganzen Winter für ein Werk, obwohl er noch zwei Malergesellen beschäftigte. Zum einen lag das an seinen künstlerischen Ambitionen, zum anderen sprach er zunehmend dem Alkohol zu. Nachdem seine Assistenten seine Arbeitsweise kennengelernt und die nötigen hölzernen Vorlagen kopiert hatten, machten sie sich selbständig. Das brachte Renner in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Er hatte spät geheiratet und inzwischen waren drei Söhne geboren. Nun ergriff seine Frau Bertha (1881–1966) die Initiative. Eduard malte schon längere Zeit Bühnenhintergründe für Fotoateliers. Sie sollten bei Aufnahmen im Atelier die Illusion einer natürlichen Umgebung erzeugen.³ Seine Frau wurde dadurch auf die Fotografie aufmerksam, einen noch jungen Handwerkszweig, der sich auch auf dem Land immer mehr ausbreitete und mit dem Geld zu verdienen war. Kurzentschlossen absolvierte sie eine Lehre bei einem Hamburger Fotografen und eröffnete 1912 in Langballig bei Flensburg das „Photoatelier Bertha

Remmer“. Damit war sie eine der ersten Frauen in Schleswig-Holstein, die sich in diesem Gewerbe selbstständig machten.⁴

Die Wende zum 20. Jahrhundert war eine Hochzeit der Fotografie, insbesondere der Porträtfotografie. Das sperrige Aufnahmegerät und die langen Belichtungszeiten machten den Besuch beim Fotografen unumgänglich. Manchmal sieht man auf den Bildern, wie eines der abgelichteten Kinder verschwommen erscheint, weil es nicht lange genug stillhalten konnte. Bertha Remmer scheint gerade bei diesen Porträtaufnahmen ein besonderes Geschick bewiesen zu haben. Vielleicht kam ihr dabei ihre Einfühlsamkeit zugute. Auf jeden Fall brachte sie es schnell zu einer allgemein anerkannten Meisterschaft, die sie weit über Langballig hinaus bekannt machte.

Asmus (*1909), der jüngste ihrer drei Söhne, absolvierte eine Fotografenlehre und trat in das mütterliche Geschäft ein, gerade als die Firma Ende der 1920er Jahre Rückschläge erlitt, als die Billy-Kamera von AGFA und nach 1930 mit der deutlich günstigere „Boxkamera“ ebenfalls von AGFA auf den Markt kamen und das Fotografieren für jeden ermöglichten. Mit der Einführung des Rollfilms im Format 6 cm x 9 cm wurden die Kameras zudem klein und handlich. Und was das Wichtigste war: Die Familie musste nicht mehr zum Fotografen gehen, wenn sie ein Foto machen lassen wollte. Das stellte die professionellen Fotostudios vor neue Herausforderungen. Zunächst konnte Bertha Remmer die fehlenden Einnahmen ausgleichen, indem sie die Entwicklung von Negativfilmen anbot. Dieser Geschäftszweig war sehr erfolgreich, und bald wurden bis zu zehn Frauen aus der Umgebung beschäftigt, die die Bilder entwickelten und zum Teil auch retuschierten. Doch es musste etwas geschehen, als das eigentliche Fotografiengeschäft immer weiter zurückging.

Der Wanderfotograf

Der Sohn Asmus reagierte auf die neuen Herausforderungen, indem er zu den Kunden hinfuhr, statt darauf zu warten, dass sie ins mütterliche Geschäft kamen. Mit dem Fahrrad suchte er ab 1929 potenzielle Interessenten auf und überredete sie dazu, ein professionelles Foto von einem ausgebildeten Fotografen machen zu lassen. Als Service brachte er die entwickelten Positive später wieder zu den Kunden.

Diese „Kaltakquise“ erforderte natürlich jede Menge Fingerspitzengefühl und Überredungskunst und führte auch zu Misserfolgen. Asmus Remmer beschreibt es so: „Schon in den ersten Tagen, in denen ich mein ambulantes Gewerbe anbot, hätte mir der Mut verlorengehen können. In jedem Dorf in der näheren Umgebung immer die gleichen Worte: ‚Wir wissen, was Remmer macht und wir wissen auch, wo er wohnt. Wenn wir Bilder brauchen, dann kommen wir schon.‘“ Ein Bauer meinte, wenn er ein Bild brauche, dann „schriev [ik] en Postkort.“ Wenn sich eine Familie doch noch dazu überreden ließ, sich fotografieren zu lassen, war man nicht immer mit dem Ergebnis

zufrieden. Ein Bauer auf der Geest wurde sogar handgreiflich; er packte den Wanderfotografen „am Genick“ und beförderte ihn mit einem „Tritt in den Hintern“ unsanft vom Hof.⁵ Dennoch verließ den jungen Fotografen nicht der Mut und einige Erfolge stellten sich ein. Doch als der Winter nahte, stellte sich die Frage, wie das Reisegeschäft aufrecht erhalten bleiben könnte. Asmus Remmer blieb wagemutiger Kleinunternehmer und kaufte sich ein Auto, obwohl die Weltwirtschaftskrise im Winter 1929 bereits weite Teile der deutschen Wirtschaft erfasst hatte. Mit seiner Investition erhöhten sich zwar seine Fixkosten, gleichzeitig erweiterte er aber auch seinen Aktionsradius gewaltig. Er konnte nun seine Dienste überall im Landkreis und darüber hinaus anbieten und nebenbei ein neues Betätigungsfeld erkunden. Er begann die Gegend zu fotografieren und wurde so als der Chronist der Landschaft Angeln weithin bekannt. Daraus entwickelte sich die Postkartenserie „Schönes Angeln“,⁶ die in einem schön gestalteten Karton erfolgreich vermarktet wurde.⁷

Erste Farbfotografie in der Sowjetunion

Asmus Remmer erhielt bei einem Besuch des Agfa Camerawerks in München 1942 Agfacolor-Negativ-Fotofilme, die erst im Oktober 1941 auf den Markt gekommen waren.⁸ Sie waren wesentlich lichtempfindlicher als Diafilme und ermöglichten erstmals auch farbige Papierabzüge. Doch statt die Negativfilme zu Hause auszuprobieren, zog Remmer mit ihnen in den Krieg, da er kurz zuvor eingezogen worden war. Dabei hatte er eine Vogtländer Plattenkamera 9 x 12 cm und eine Rollfilmkamera im Format 6 x 9 cm. Die Laufbodenkamera⁹ war eine Profikamera, die überwiegend im Sportjournalismus eingesetzt wurde, weil sie durch das größere Format hochauflösende Bilder gestattete und dennoch leicht in einer Tasche zu transportieren war. Die unbelegten Negativplatten mussten einzeln eingelegt werden. Dazu hatten sie jeweils an der einen Seite eine charakteristische Einkerbung, die es dem Fotografen ermöglichte, das Negativ mit der richtigen Seite im Dunkeln einzulegen.

Nach einer kurzen Ausbildungszeit an der französischen Küste wurde seine Einheit im Dezember 1942 an die deutsch-sowjetische Front rund 200 Kilometer südwestlich von Moskau bei Schisdra verlegt.¹⁰ Einen Augenblick zögerte er, ob er die Fotoapparate als Infanterist wirklich mitnehmen soll, doch ein Kamerad spricht ihm Mut zu: „Steck sie schon ein! Bist sonst nur ein halber Mensch.“¹¹ Seine Kompanie kam in einer Phase des Krieges an die Front, als der Krieg längst verloren war. Moskau konnte nicht eingenommen werden, die Leningrader gaben nicht auf und die 6. Armee wurde vor Stalingrad eingeschlossen. Remmer wurde als Melder eingesetzt, ein Posten, der sehr gefährlich war, aber gleichzeitig auch die Möglichkeit bot, abseits der Truppe Aufnahmen zu fertigen. Eigentlich sollte er nur die Gräber der gefallenen Kameraden in schwarz-weiß aufnehmen. Doch er machte private Bilder mit der anderen Kamera in Farbe. Ihn faszinierte der Himmel, die Tiefe der Landschaft

und immer wieder die Menschen in ihrem Umfeld. Den Krieg verdrängte er in seinen Aufnahmen. Er kam mit den Menschen in Kontakt und überredete sie zum Foto, obwohl sie ihn als Soldaten einer fremden Okkupationsarmee fürchten müssten. Es sind gerade die Kinder, die unbefangen in sein Objektiv schauen. Ihm erscheinen die Menschen in ihrer „äußeren Armut dabei zufrieden, vielleicht sogar reich.“¹²

Remmers Farbaufnahmen gehören zu den ältesten Farbfotos aus Russland. Zuvor hatte Sergei Prokudin-Gorski vor der Oktoberrevolution im russischen Zarenreich mehrere Tausend Bilder vom ländlichen Leben aufgenommen mit einem aufwendigen Verfahren, bei dem drei Aufnahmen auf drei Glasplattenegative mit entsprechenden Filtern erstellen wurden.¹³ In der Sowjetunion entstanden dann erst in den 1950-er Jahren überwiegend in Moskau Farbfotos. Asmus Remmer war also als Besatzungssoldat der zweite Pionier der Farbfotografie in Russland. Seine Bilder stehen im Gegensatz zur Kriegswirklichkeit und den Abbildungen der Kriegsberichterstatter der Propagandakompanien.¹⁴ Sie zeigen ein dörfliches Idyll. Allerdings stehen die Menschen nicht wie bei den Romantikern staunend vor der Natur, sondern leben ihren Alltag in einer intakten Umwelt, idyllische Schneelandschaften und später eine frühlinghafte Welt. Der Sommer des Jahres 1943 scheint im Gegensatz zur bitteren Realität heiter und unbeschwert. Unübertroffen sind auch seine Gruppenbilder. Sie scheinen wie aus dem Leben gegriffen zu sein. Ein Treffen der Frauen im Dorf wirkt farbenfroh und das „Muttermilch in Bol – Sheltouchi“ ist eine Hommage an das Menschsein über alle Grenzen hinweg. Remmer gelingt damit ein Gegenentwurf zur Moderne und insbesondere zum Sozialistischen Realismus als vorherrschender Kunstrichtung in der Sowjetunion. Es entstehen in dieser Zeit eher Bilder technischer Einrichtungen und neuer Plattenbauten, die die Überlegenheit des Sozialismus zeigen sollen, während der sowjetischen Nomenklatura das Leben auf dem Land als überlebt und minderwertig gilt. Daher findet es auch in den sowjetischen Bildern kaum statt.

Über die russische Provinz sagte Remmer: „Für mich ist dies eine Welt, die viel älter und beständiger als die von Stalin und Lenin gewollte erscheint, die gewachsen ist in Jahrhunderten und die sich ihr eigenes Gesicht und ihre Geschichte bewahrt hat. Die Menschen sind zufrieden, fühlen sich geborgen in dieser Welt.“¹⁵ Den hohlen Phrasen und Durchhalteparolen von Tapferkeit, Ehre, Pflicht, Durchhaltewille und Opferbereitschaft bis zum Äußersten stand er ablehnend gegenüber. Die meisten seiner Kameraden kamen in den Kämpfen um.

Remmer musste natürlich auch auf dem Rückzug sehr aufpassen. Die wertvollen Kameras durften nicht verloren gehen oder zerstört werden und die Farbnegative mussten sicher verwahrt bleiben. Seine Aufnahmen brachte er trotz aller Widrigkeiten nach Hause und ließ sie bei AGFA in München

entwickeln. Dabei schleuste er sie an der Zensur vorbei. Veröffentlicht wurde ein Teil der Bilder erstmals 1986. Er wurde dann in hohem Alter von Museen in Russland entdeckt und zu Fotoausstellungen seiner Werke eingeladen. Diesen Einladungen konnte er aus Krankheitsgründen nicht mehr folgen.

Verkauf „Haus Remmer“

Nach dem Weltkrieg konnte Asmus Remmer seine Arbeit vorsetzen. Er war mittlerweile in ganz Angeln bekannt, was ihm manche Tür öffnete, wenn er mit seinem Fotograferapparat unterwegs war. Mittlerweile waren drei Söhne erwachsen, die alle auch das Fotografierenhandwerk erlernten. Die unmittelbare Nachkriegszeit wurde gut gemeistert, jedoch machte sich nun die allgegenwärtige Fotografie für Jedermann bemerkbar. Das Profigeschäft konzentrierte sich mehr und mehr auf die Porträtfotografie und dabei überwiegend auf das Geschäft mit Passfotos. Deshalb kam es Anfang der 1950er Jahre zu wirtschaftlichen Einbrüchen. Der Standort war doch zu marktfremd und Asmus Remmer entschied sich, sein Geschäft 1954 nach Flensburg zu verlegen. Er übernahm das dortige Hoffotografengeschäft M. B. Schulz. Die Firma wagte sich nun auch in das Geschäft mit Kameras, Filmen und Zubehör, um den Ansprüchen der Kunden nach eigener Fotoausrüstung gerecht zu werden. Das Anwesen in Langballig verkaufte er an die Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig, die dort ein Müttergenesungsheim unter dem Namen Haus Remmer einrichtete, das noch bis vor 15 Jahren bestand.

Von den drei Söhnen blieben zwei in Flensburg. Sohn Herbert (1939–1998) gründete 1968 sein eigenes Geschäft in Flensburg, während der Vater nach Sylt umsiedelte. Das Fotogeschäft Remmer befindet sich heute in der Roten Straße in Flensburg und wird von der Enkelin Anne Remmer (* 1969) in vierter Generation geführt.

Fotos der Familie Remmer:

<https://bigpicture.ru/russkaya-derevnya-v-obektive-nemeckogo-soldata/>

<https://www.heimatverein-angeln.de/wissenswertes/persoenlichkeiten/asmus-remmer>

<https://www.fotografen-flensburg.de/>

Anmerkungen

- 1 Sichtbarkeit der Geschichte. Beiträge zu einer Historiografie der Bilder. Hrsg. von M. Bruhn und K. Borgmann. Historisches Forum, 5/2005, S. 8.
- 2 Asmus Remmer: Erzählung über das Leben und Schaffen meiner Eltern Eduard und Bertha Remmer. Jb Angeln 65/2001, S. 130.
- 3 Persönliche Einblicke in die Remmer-Dynastie. Gerd Remmer hält Vortrag über die Fotografen-Tradition der Familie. In: Flensburger Tageblatt v. 14.10.13 (shz online <https://www.shz.de/lokales/flensburg/artikel/persoенliche-einblicke-in-die-remmer-dynastie-40874229>)
- 4 Remmer: Erzählung (wie Anm. 2), S. 133.
- 5 Asmus Remmer: Aus meinen köstlichen Erlebnissen als Wanderfotograf. Jb Angeln, S. 107.
- 6 Ein Teil abgedruckt in: Das schöne Angeln. Eine Bilderserie von Asmus Remmer. Schriftenreihe des Arbeitskreises Kirchspielchronik Grundhof, Band 6, 2009.
- 7 Gespräch mit Berndt Lassen über Asmus Remmer am 10.11.25 in Hoheluft.
- 8 Die neue Technik wurde erstmals auf der gemeinsame Jahrestagung Film und Farbe der Deutschen Kinotechnischen Gesellschaft e.V., der Deutschen Gesellschaft für Photographische Forschung e.V. und des Deutschen Farben-Ausschusses unter der Schirmherrschaft des Staatssekretärs im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda Leopold Gutterer vom 1. bis 3. Oktober 1942 in Dresden vorgestellt.
- 9 <https://kameramuseum.de/wp-content/uploads/2022/10/avus-65x9-animation.gif>
- 10 Asmus Remmer u. Peter Brunkert: Abseits der Rollbahn. Husum 1986, S. 18
- 11 Remmer u. Brunkert (wie Anm. 10), S. 7.
- 12 Remmer u. Brunkert (wie Anm. 10), S. 9
- 13 Henning Lautenschläger: Frühe Farbfotografie in Russland. In: Fotogeschichte. 163/2022, S. 43. Diese Aufnahmen werden heute in der Library of Congress aufbewahrt. (<https://www.loc.gov/pictures/item/2002706200/>)
- 14 Die Farbfotografie wurde auch von den Propagandatruppen der Deutschen Wehrmacht und der SS verwendet, allerdings ausschließlich zu Propagandazwecken. Vgl. Winfried Ranke: Fotografische Kriegsberichterstattung im Zweiten Weltkrieg. In Fotogeschichte, 43/1992, S. 61-76. Dazu auch: The "Hähle Photos": The Mass Murder of the Jewish Inhabitants of Kiev and Lubny as Seen by a Wehrmacht Propaganda Company Photographer (<https://www.his-online.de/en/archives/holdings/photos-johannes-haehle/>)
- 15 Remmer u. Brunkert (wie Anm. 10), S. 14.

Die Verkörperung von Heimatgeschichte – Über das Wirken Konrad Struves in Elmshorn

Von Fabian Boehlke

Einführung

Am 15. September 1969 hielt die Stadt Elmshorn eine Feierstunde ab. In einer offiziellen Einladung des zuständigen Schul- und Kulturamtes vom 8. September 1969 an die Söhne Konrad Struves hieß es: „Ihr sehr verehrter Vater und früherer Ehrenbürger der Stadt Elmshorn hätte am 15.9.1969 sein 100. Lebensjahr vollendet gehabt. Aus diesem Anlaß beabsichtigt die Stadt Elmshorn im Einvernehmen mit dem Heimatverein ‚Tru und fast‘ eine Feierstunde durchzuführen, um das Andenken an ihren Ehrenbürger zu ehren. Die Feierstunde soll am 15.9.1969 um 20.00 Uhr im Kollegiensaal des Rathauses stattfinden. Wir erlauben uns, Sie zu dieser Feierstunde herzlich einzuladen. Die Festrede bei dieser Veranstaltung wird Herr Realschulrektor Worreschk halten. Die Veranstaltung ist öffentlich, wie werden darauf in der Presse noch hinweisen. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir Sie bei dieser Veranstaltung begrüßen könnten.“ Bereits am Nachmittag desselben Tages wurde ein Kranz am Grab Konrad Struves niedergelegt.

Laut Bericht der *Elmshorner Nachrichten* vom 16. September 1969 hätten sich am Vorabend rund 100 Elmshorner Bürgerinnen und Bürger im Rathaus eingefunden, um an der Veranstaltung teilzunehmen. Hinzu kamen der Bürgermeister, der Erste Stadtrat, Mitglieder aus Magistrat und Stadtverordnetenkollegium, der Kreiskulturamtsleiter und natürlich Mitglieder des besagten Heimatvereins ‚Tru und fast‘. Die *Elmshorner Nachrichten* begleiteten die Veranstaltung in Form von mehrfacher Berichterstattung. Es wurde nicht nur wiederholt aus dem Leben des „großen Elmshorners“ berichtet und auf dessen Leistungen verwiesen, sondern auch in leicht gekürzter Form die Rede des Rektors Walter Worreschk gedruckt.¹

Doch wer war dieser Ehrenbürger und Heimatforscher eigentlich, dem die Stadt 1969 so viel Aufmerksamkeit zukommen ließ? Aus heutiger Sicht ist der Name Konrad Struve für viele wahrscheinlich mehr oder weniger durch das Konrad-Struve-Haus präsent, welches das Heimatmuseum beinhaltet. Ebenso gibt es eine Konrad-Struve-Straße. Wer sich schon mehr mit Heimatgeschichte befasst hat, der kennt Struve als den Autor der *Geschichte der Stadt Elmshorn*, die bis heute wohl unerreichte Gesamtdarstellung der Elmshorner Geschichte.² Doch es wäre viel zu kurz gegriffen, ihn nur darauf zu reduzieren. Sein Wirken war deutlich breiter und vielfältiger, sei es als Heimatforscher, als Autor, als Pädagoge oder als Sammler und Begründer des Museums. Im Folgenden möchte ich das Leben und insbesondere Wirken Konrad Struves etwas genauer vorstellen. Zwei Dinge sollen dabei im Vordergrund stehen: Einerseits das breite Tätig-

keitsfeld Struves, wovon auch die Quellen zeugen, die von und über ihn überliefert sind. Andererseits soll die hohe Bedeutung der „Heimat“ deutlich werden, die Struve diesem Terminus und seiner Wirkung beigemessen hat.

Biographischer Abriss

Konrad Struve wurde 1869 in eine Lehrerfamilie hineingeboren, folgte später der Tradition seines Vaters und wurde ebenfalls Pädagoge. Die Ausbildung absol-



Konrad Struve vor dem nach ihm benannten Heimatmuseum in Elms-
horn (Foto: Industriemuseum Elms-
horn)

vierte er am Uetersener Lehrer-Seminar; ab 1892 lehrte er an der Hafenschule in Elmshorn, deren Rektor er ab 1906 war. Schon früh befasste er sich nebenbei mit der Elmshorner Ortsgeschichte. So war Struve 1902 an der Gründung des bereits genannten Heimatvereins ‚Tru und fast‘ beteiligt. Ab 1911 hatte er eine eigene Rubrik in den *Elmshorner Nachrichten* unter dem Titel *Aus der engeren Heimat*. 1935 erfolgte die erstmalige Veröffentlichung seines Hauptwerkes *Die Geschichte der Stadt Elmshorn*. Über den Museumsausschuss des Heimatvereins, in welchem auch Struve Mitglied war, kam es zur ersten Sammlung, ehe er mit der ehrenamtlichen Betreuung eines städtischen Heimatmuseums beauftragt wurde. Nach dem Eintritt in den Ruhestand 1932 widmete Struve sich vermehrt dieser Aufgabe, neben dem weiteren Schreiben von heimatgeschichtlichen Texten.³ Laut seinem Sohn Kurt war Struve Mitglied des Druidenordens, einer Vereinigung von Logen, die sich den Zielen der Aufklärung verpflichtet

sahen. Die politische Ausrichtung seines Vaters bezeichnet er als „national-liberal“ im Sinne Friedrich Naumanns oder Theodor Heuß'. Dies und die nationalsozialistischen Repressionen gegen den Druidenorden – 1935 löste sich der Verband in Deutschland selbst auf – hätten dazu geführt, dass ein Anschluss an das neue Regime seinerseits unmöglich gewesen wäre.⁴ Diese Aussage soll hier ohne Bewertung bleiben. Konrad Struve starb 1957 in Elmshorn. Mit seiner Frau Else hatte er vier Söhne, von denen insbesondere der jüngste, Karl Wilhelm Struve, als Ur- und Frühgeschichtler Bekanntheit erlangte. Ab 1975 war er Direktor des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums im Schleswiger Schloss Gottorf sowie ab 1979 als Honorarprofessor an der Universität Kiel.

Struves Wirkungskreis und die „Heimat“

Konrad Struve betätigte sich neben seinem Hauptberuf als Pädagoge auch als Heimatforscher, Sachautor und sogar als Schriftsteller. Seine Hauptschrift *Die Geschichte der Stadt Elmshorn* stellt hier die Geschichte Elmshorns von der Ur- und Frühzeit bis ins 20. Jahrhundert chronologisch und mit unterschiedlichen Schwerpunkten dar. Das Werk wurde von der Stadt Elmshorn bis 1956 in drei Bänden herausgegeben, wovon der erste bereits 1936 mit Blick auf das im Jahr 1941 anstehende 800-jährige Stadtjubiläum erschien. In der Einleitung gibt Struve wieder, was für ihn Geschichtsschreibung charakterisiert: „Nur eine völlig sachliche, wahrheitsgetreue Darstellung kommt in Betracht, die für alle Zeiten vor dem ehernen Blick der Wahrheit standhalten kann. Eine einseitig gefärbte, nach irgendwelchen Nebenabsichten gestaltete Geschichtsdarstellung würde früher oder später in ihrem leeren Schein erkannt werden. Eine solche besitzt keine Überzeugungskraft. Die Geschichte soll erziehen können, dazu muss sie unanfechtbar wahr sein. (...) Nur dann gewinnt die Ortsgeschichte auch noch eine besondere Bedeutung als Beitrag für die Geschichte des Stammes und der Volksgemeinde.“⁵ Bei diesem Beispiel deutet sich bereits an, dass die Heimatgeschichte für Konrad Struve mehr als nur die Darstellung an sich war. Es ging immer auch um die Sinnstiftung, die daraus erwachsen sollte.

Über mehrere Jahrzehnte veröffentlichte Struve Beiträge in den *Elmshorner Nachrichten*. Bis zum Zweiten Weltkrieg erschienen die Texte in der Rubrik *Aus der engeren Heimat*, ab 1949 offenbar in der Kategorie *Unsere Heimat*. Dabei wurden die unterschiedlichsten Themen behandelt, etwa die Geschichte von Elmshorner Kirchhöfen, der Polizei, des Wochenmarktes, des Gebrauchs abergläubischer Mittel und der Schulen.⁶ Nach 1949 erschienen unter anderem Texte zu Geschichten und Sagen, über das älteste Fahrrad in Elmshorn, alte Elmshorner Bauweisen, über das Stadtbild des Jahres 1900 oder die Telegraphie in Elmshorn.⁷ Dies sind nur ein paar sehr wenige Beispiele. Im Zeitraum 1911 bis 1941 sollen es fast 200 Beiträge in der „engeren Heimat“ gewesen sein, in den Jahren 1949 bis 1955 sind nochmal 111 Artikel in den Unterlagen

des Stadtarchivs festgehalten.⁸ Im Jahr 1934 erschien von Struve ein Führer durch Elmshorn.⁹

Ebenfalls im Stadtarchiv erhalten ist eine Sammlung Struves unter dem Titel *Stoffe für den heimatkundlichen Geschichtsunterricht*. Hieran zeigt sich abermals die Verknüpfung zwischen Historie und Heimatbewusstsein, welche er durch seine unterschiedlichen Tätigkeiten schaffte. „Geschichtliche Stoffe“, so Struve in dem Vorwort dieser Sammlung von 1922, „die an bekannte Örtlichkeiten der Heimat anknüpfen und mit den Schicksalen des Ortes und seiner Bewohner vertraut machen, sind geeignet, in den Kindern warme Anteilnahme an dem Ergehen vergangener Geschlechter, Stolz und Freude an Wesen und Art der Vorfäter und damit das recht Heimatgemeinschaftsgefühl zu wecken, das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit mit den noch lebenden und toten Ortsgenossen, aus dem allein die echte willens- und tatfreudige Heimatliebe erwächst. Besonders solche Stoffe sind wertvoll, die Vorbilder der Treue, des Opfersinns im Dienst der Heimatgemeinschaft bieten (...)“¹⁰ Anhand dieses Zitats wird unmissverständlich deutlich, dass Struve in der „Heimat“ einen Sinn zur Identifikation gesehen hat und in der Heimatkunde wiederum die Verpflichtung zur Vermittlung dieses Sinns. Struve empfahl hierfür die Form der „anschaulichen Erzählung“.¹¹ Betrachtet man diese Aussage im Kontrast zu jenem Plädoyer für Sachlichkeit, welches Struve später im zitierten Vorwort seiner Elmshorner Geschichte abgegeben hat, so erscheint das schon ein Stück weit fragwürdig. Kann eine Geschichtsschreibung neutral und sachlich sein, wenn durch die Geschichtsvermittlung gleichzeitig eine bestimmte Sinnhaftigkeit und die Entstehung konkreter Gefühle intendiert werden sollen? Die Sammlung der Themen reicht vom Namen und der Lage Elmshorns, dem Bau der Kirche, den Schweden in Elmshorn, dem Dreißigjährigen Krieg, dem Bau der Eisenbahn, Sagen aus Elmshorn und schließlich der Entwicklung vom Bauerndorf zur Industriestadt, um ein paar der Inhalte zu nennen.

Zum 800-jährigen Stadtjubiläum im Jahr 1941 legte Struve unter dem Titel *In schwerer Zeit* einen „Entwurf eines Festspiels in 5 Akten zum 800-jährigen Bestand des Ortes“ vor. Die Handlung des Festspiels ist in Elmshorn angesiedelt, beginnt während des Dreißigjährigen Krieges 1626 und reicht bis zum Ende der 1650er Jahre und den Folgen des Zweiten Nordischen Krieges. Zum Anfang hat er einen „Grundgedanken“ formuliert: „Das Festspiel gibt ein Bild von echter deutscher Treue, von nachbarlicher Verbundenheit und Hilfsbereitschaft, von dem Einsatz der Ortsgemeinschaft für die Erhaltung des Wohnortes, also von den bürgerlichen Tugenden, die den Bestand der Heimat verbürgen.“¹² Einerseits wiederholt Struve auch hier seinen immer wieder betonten Bezug zur Heimat. Andererseits dürfte es kein Zufall sein, dass er dieses Festspiel und den dazugehörigen Grundgedanken in dieser Form 1941 formuliert hat, als Deutschland gerade zwei Jahre im Zweiten Weltkrieg stand. Struve wurde sozialisiert in der Zeit des Kaiserreiches, als bürgerliche Tugenden einen hohen Stellenwert hatten. Und genau an diese deutschen Tugenden versuchte er hier

offensichtlich zu erinnern in einer Zeit, in der zahlreiche Deutsche als Soldaten einen Angriffs- und Vernichtungskrieg im Auftrag des Nazi-Regimes in Europa führen mussten. Zur Aufführung gekommen ist das Festspiel allerdings nicht.

Perspektiven

Soweit ein kleiner Überblick über das Wirken Konrad Struves in Elmshorn auf unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern. Es zeigt sich, dass es viel zu kurz greifen würde, ihn nur alleine mit der Stadtchronik oder der Begründung des Museums in Verbindung zu bringen. Struve war vielseitig aktiv und am Leben der Stadt zu ganz unterschiedlichen historischen Zeiten beteiligt.

Heimatgeschichte trägt zur Sinnbildung bei, egal, ob im positiven oder negativen Sinne. Dies dürfte unzweifelhaft sein. Wie wir gesehen haben, soll dies laut Konrad Struve ja sogar die gewollte Funktion der Heimatgeschichte sein. In vielen kleineren Orten ist eine Aufarbeitung der Geschichte, welche auf wissenschaftlichen Standards basiert, nicht erfolgt. Dies hat nicht zuletzt rein praktische Gründe, da hierfür personelle, fachliche und finanzielle Ressourcen benötigt werden. So ist es kein Wunder, welche Bedeutung Heimatforscher wie Konrad Struve für Elmshorn, aber auch Hans Ferdinand Bubbe in Uetersen¹³ oder Hans Dössel in Barmstedt bis heute haben.

Die Entwicklung der Heimatgeschichtsschreibung und ihrer Akteure, also der Diskurse und Biographien, ist bislang in Schleswig-Holstein wissenschaftlich nur sehr wenig beleuchtet worden, in Bezug auf den Kreis Pinneberg überhaupt nicht. Genau hier liegt also eine große Forschungslücke. Struve, Bubbe und Dössel können gute Beispiele dafür bilden, wie die biographische Herkunft das Geschichtsbild geprägt hat, wie die Diskurse über Heimat geführt wurden oder wie das Verhältnis zum Nationalsozialismus gewesen ist. Wie hat eine Sinnstiftung stattgefunden und wie sind die Heimatforscher rezipiert worden?

Allein schon im Elmshorner Stadtarchiv gibt es einen großen Aktenbestand rund um Struves Wirken. Hinzu kommt die Berichterstattung in der Zeitung, die Primärquellen in Form seiner Werke. Auch für Bubbe und Dössel gibt es entsprechende Quellen. Das Potential ist vorhanden.

Konrad Struve hat in jedem Fall – so viel lässt sich wohl sagen – die Sinnstiftung durch Heimatgeschichtsschreibung in Elmshorn maßgeblich bestimmt. Und das sogar gewollt. Durch seine unterschiedlichen Betätigungsfelder war er im wahrsten Sinne des Wortes die Verkörperung der Heimatgeschichte.

Anmerkungen

- 1 Für die Einladung und die Berichterstattung vgl. Stadtarchiv Elmshorn (StAE), 030.35.351.11.05., Ehrung des Konrad Struve.
- 2 Konrad Struve: Die Geschichte der Stadt Elmshorn, herausgegeben von der Stadt Elmshorn, 3 Bd., Elmshorn 1935–1956.
- 3 Vgl. Industriemuseum Elmshorn: Konrad Struve. Forscher der Elmshorner Stadtgeschichte, in: 773 Schritte durch die Zeit - Königstraße Elmshorn, verfügbar unter: <https://koenigstrasse-elmshorn.de/menschen/konrad-struve/> (26.11.2025).
- 4 StAE, S 08.S.08.09., Kurt Struve: Goldene Kindheit in Elmshorn, Erinnerungen.
- 5 Struve: Geschichte der Stadt Elmshorn (wie Anm. 2), Vorwort, S. I f.
- 6 Vgl. die Übersicht in Struve: Geschichte der Stadt Elmshorn (wie Anm. 2), Band III, S. 165-168.
- 7 StAE, S 08.S. 08.10., Sammlung Konrad Struve, Zeitungsveröffentlichungen.
- 8 Eigene Berechnung auf Grundlage der Quellen aus den Anmerkungen 6 und 7.
- 9 Konrad Struve: Führer durch Elmshorn in Holstein, Elmshorn 1934.
- 10 StAE, S 08.S.08.07., Stoff für den heimatkundlichen Geschichtsunterricht, von Konrad Struve 1922.
- 11 Ebd.
- 12 StAE, S 08.S.08.04., „Aus schwerer Zeit“, Entwurf eines Festspiels in 5 Akten zum 800-jährigen Bestehen des Ortes, von K. Struve.
- 13 Vgl. dazu den Vortrag vom letzten Jahr: Fabian Boehlke: Hans Ferdinand Bubbe. Ein Heimatforscher zwischen Lokalgeschichte und Nationalsozialismus. Ein Projektbericht, in: Rundbrief des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 136 (2024), S. 44-51.

Kontaktaufnahme und Erfahrungsaustausch – die Stralsunder Museumsdirektorin Käthe Rieck besucht 1961 die Hamburger Museen

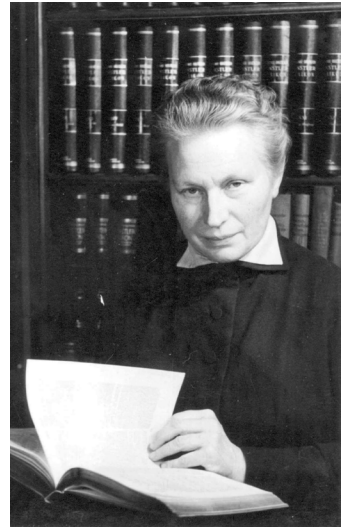
Von Peter Danker-Carstensen

Im Archiv des Stralsund Museum – bis 2015 Kulturhistorisches Museum Stralsund – befindet sich ein umfangreicher Aktenbestand über die Tätigkeit der Museumsdirektorin Käthe Rieck (1902–2004). Darin findet sich auch ein neunseitiger Bericht Käthe Riecks über eine Dienstreise, die sie Ende April/Anfang Mai 1961 nach Hamburg führte, wo sie mehrere Museen sowie eine bekannte Familie und eine Freundin besuchte. Ihr Bericht über diese Dienstreise wird im Folgenden einschließlich des Dienstreiseantrages und einer Postkarte an ihre Kollegen in Stralsund leicht gekürzt wiedergegeben. Die zeithistorische Bedeutung liegt auch in der Tatsache begründet, dass nur drei Monate später – nach dem Bau der Berliner Mauer im August 1961 – eine solche Reise von DDR-Museologen kaum noch möglich war.

Käthe Rieck begann 1921 ihre Tätigkeit im Stralsunder Museum als Assistentin des ersten hauptamtlichen Direktors Fritz Adler (1889–1970). Nach dem Umzug der Museumssammlungen in das ehemalige Katharinenkloster 1924 wurde sie mit dem Inventarisieren und Katalogisieren betraut und sorgte für die Restaurierung von Ausstellungsobjekten. Käthe Rieck organisierte zahlreiche Sonderausstellungen. Während des Zweiten Weltkrieges war sie 1942 an der Auslagerung von Exponaten in Guthäuser und Schlösser in Vorpommern und auf Rügen beteiligt. Bis August 1944 nahm sie regelmäßig Kontrollen der ausgelagerten Gegenstände vor. Nach dem Zweiten Weltkrieg half sie bei der Rückführung der ausgelagerten Kunstschätze in das Museum. So bestätigte sie, dass der 1945 von Fritz Adler auf Gut Holthof bei Grimmen versteckte und 1947 wieder ausgegrabene Hiddenseer Goldschmuck Eigentum des Stralsunder Museums war, und sorgte dafür, dass die Stralsunder Stellwagen-Orgel wieder in die Marienkirche zurückgebracht wurde. Nachdem Fritz Adler und seiner Frau im November 1950 in die Bundesrepublik geflohen waren, wurde Käthe Rieck die kommissarische Leitung des Museums übertragen. 1956 berief sie der Rat des Bezirkes Rostock zum Direktor[sic!] des „Stralsundischen Museums für Ostmecklenburg“, das unter ihrem Direktorat weiter ausgebaut wurde. Rieck gehörte 1961 zu den Initiatoren des „Greifswald-Stralsunder Jahrbuches“. Nach dem Ende ihrer Direktorentätigkeit blieb Käthe Rieck weiterhin für die Baudenkmalpflege in Stralsund engagiert. Sie wurde in die 1963 gegründete Arbeitsgruppe Altstadtanierung berufen und war für die Rettung und Restaurierung zahlreicher Stralsunder Gebäude und Baudenkmale verant-

wortlich.¹ Durch ihren unermüdlichen Einsatz hat sie viel zum Ansehen der Denkmalpflege allgemein beigetragen – und das in einer Zeit, die für die DDR in der Regel nicht mit aktiver oder erfolgreicher Denkmalpflege assoziiert wird.

1996 wurde Käthe Rieck von der Hansestadt Stralsund zur Ehrenbürgerin ernannt. Am 23. August 2004 verstarb sie im hohen Alter von 102 Jahren. Im Stralsunder Stadtteil Knieper Nord wurde nach ihrem Tode eine Straße nach ihr benannt. Seit 2016 verleiht die Hansestadt Stralsund zu Ehren der berühmten Denkmalpflegerin die Käthe-Rieck-Urkunde für ausgezeichnete Leistungen bei der Denkmalsanierung in der Stralsunder Altstadt.²



Käthe Rieck in den 1960er Jahren. Foto: Stadtarchiv Stralsund

KULTURHISTORISCHES MUSEUM STRALSUND
MÖNCHSTRASSE 25-27
FERNRUF 3459

Auftrag für die Reise nach Hamburg:³

Kontaktaufnahme mit Wissenschaftlern in einigen Museen bzw. Vertiefung von bereits bestehenden Verbindungen. Gewinnung von Museumskollegen zu einem Besuch unseres Küstenbezirkes, möglichst zur Ostseewoche 1961.

Es handelt sich dabei in erster Linie um Erfahrungsaustausch mit folgenden Museen:

Altonaer Museum für Landschaft, Volkstum und Seefischerei im niederdeutschen Raum (Dr. Gerhard Timmermann und Dr. Hildegard[sic!] Schwindratzheim), Museum für hamburgische Geschichte (Dr. Hellmuth Thomsen, Dr. Hatz).

Es ist ferner der Besuch der Hamburger Kunsthalle, des Museums für Kunst und Gewerbe sowie des Hamburgischen Museums für Völkerkunde und Vorgeschichte (Prof. Dr. Eggers) wünschenswert.

Um die erstgenannten großen Museen gründlich kennenzulernen, nicht nur die Schausammlungen, sondern auch die Magazine, technischen Einrichtungen, die Arbeit mit der Bevölkerung etc., bitte ich, mir für die Reise insgesamt 10 Tage zu bewilligen, wenn möglich vom 28. 4. bis 6. 5. 1961. Die Reisekosten trägt das Kulturhistorische Museum Stralsund; ich bitte um Bereitstellung der notwendigen Devisen.

Bericht über die Studienreise nach Hamburg vom 28. 4. bis 6. 5. 61. im Rahmen der gesamtdeutschen Arbeit

An 28. 4. abends kam ich pünktlich und ohne Zwischenfälle in Hamburg-Altona an, wo mir Bekannte ein für meine Arbeit günstig gelegenes Quartier besorgt hatten. Leider war das anfangs vorgesehene billigere Hotelzimmer durch Verschiebung meiner Reise inzwischen besetzt worden. Ich wohnte nun im Restaurant Hirte⁴ ganz nahe am Hauptbahnhof Altona und wenige Minuten entfernt vom „Altonaer Museum für Landschaft, Volkstum und Seefischerei“⁴⁵ in dem ich am meisten zu tun hatte. Ich suchte es gleich am Sonnabend früh auf, traf aber wegen der Fünftage-Woche nur Herrn Gerhard Timmermann⁶ an, den Leiter der Abteilung Seefischerei und Schiffbauerhandwerk. Die Aussprache mit Schiffsbauingenieur Timmermann, der seit 1936 die Sammlung systematisch betreut und nach großen Verlusten im 2. Weltkrieg seit 1945 am Wiederaufbau wesentlichen Anteil hat, war für mich sehr wertvoll, da wir in Stralsund die Neugestaltung der Abteilung Fischereiwesen und Schiffbau in der Katharinenhalle vorbereiten. [...]. Die beiden von ihm geleiteten Abteilungen zeichnen sich aus durch Reichhaltigkeit der Bestände, ihre Vollständigkeit und die fachmännischen Kenntnisse des Leiters, die im Führer durch „Die Nordseefischerei“ ihren Niederschlag gefunden haben. Ohne diesen Führer bleiben die Exponate meist unverständlich. Es ist in diesem Falle aber auch kaum möglich, die notwendigerweise umfangreichen Erklärungen über Schiffsbau, Fangarten etc. nur durch Texttafeln zu geben. Der Aufbau der Abteilung wirkt altmodisch; es ist ein Modell ans andere gereiht; die Qualität der Modelle und der Wert der Originale lassen das Fehlen einer modernen ansprechenden musealen Gestaltung nicht vergessen. Das Gleiche kann man vom ersten Raum der Abteilung Schiffbauhandwerk sagen, in der Modelle und Bilder von den verschiedensten Schiffstypen im Raum und an den Wänden recht langweilig aufgereiht sind. Dagegen wirken die nächsten Räume sehr lebendig; sie enthalten u.a.: Die Nachbildung einer Schiffszimmerer-Werkstatt, Geräte für Block- und Pumpenmacherei, das Diorama [2] einer Werft für Klinkerschiffbau, einen Original-Spantenplan für eine Lühejolle, Werftbilder, Geräte und Zeichnungen zur Reepschlägerei, Darstellung der Segelmacherei und eine vollständige Sammlung aller „Splice und Knoten“. So bietet diese Abteilung ausgezeichnete fachliche Anregungen für unsere Arbeit in den Museen unseres Bezirkes.

Am Dienstag, den 2. Mai gelang es dann, den jungen Direktor Dr. Wietek⁷ und weitere Mitarbeiter des Altonaer Museums zu sprechen. Herr Dr. Wietek zeigte großes Interesse an engerer Zusammenarbeit mit den Museen der DDR. [...] [Er] entwickelte mir die weiteren Pläne des Altonaer Museums, in den durch Überdachung eines großen Innenhofes neuer Raum gewonnen wird für eine Erweiterung bzw. Verbesserung der Fischerei-Abteilung, in der u. a. auch die

Ostseefischerei wieder zur Darstellung kommen und der Walfang stark berücksichtigt werden soll. Dr. Wietek [...] würde es sehr begrüßen, wenn wir seine Abteilungsleiter zum Erfahrungsaustausch einladen würden, am besten von Museum zu Museum. Herr Dr. Wietek hatte leider einige unliebsame Erfahrungen bei seinen Bestrebungen nach Zusammenarbeit gemacht. So bat er für seine Goethe-Forschungen einige Archive der DDR benutzen zu dürfen und erhielt von Herrn Dr. Höhnel (Archivwesen) eine, wie er sagte, recht unfreundliche Absage. Eine andere erbetene Genehmigung traf trotz rechtzeitigen Antrags erst ein, nachdem Dr. Wieteks Arbeitsurlaub abgelaufen war. Da Dr. Wietek der Meinung war, seine Arbeit über Goethes Verhältnis zur Architektur müsse unbedingt im gesamtdeutschen Rahmen erscheinen, bot er sie dem Inselverlag an. Der Druck des Manuskripts wurde vor etwa einem Jahr von einer Stelle des Ministeriums abgelehnt.⁸ Ich kenne das Manuskript nicht und kann daher die Entscheidung des Ministeriums gar nicht beurteilen. Jedoch erwähne ich diese Beschwerden, damit alle Bestrebungen von westdeutscher Seite, mit uns auf [3] kulturellem und wissenschaftlichen Gebiet Kontakt aufnehmen, sehr behutsam geprüft und alle Anfragen äußerst höflich, schnell und unbürokratisch beantwortet werden. Das würde unserer gesamtdeutschen Arbeit sehr nützen.

Am gleichen Tage lernte ich auch die Leiterin der großen volkskundlichen Abteilung, Frau Dr. Hildemarie Schwindrazheim⁹, persönlich kennen. Sie wünscht sich schon lange, vor allem die Museen im Norden der DDR kennenzulernen und wäre dankbar für eine solche Möglichkeit. Frau Dr. Schwindrazheim hat nach 1945 in dem durch Kriegseinwirkung sowohl an Gebäude als auch an den Beständen schwer geschädigten Altonaer Museum die siebzehn alten Bauernstuben wieder einbauen und den Saal mit den Bauernhausmodellen einrichten lassen. Nach Wiederherstellung des Gebäudes seit 1950 gestaltete sie modern und großzügig den Raum mit bäuerlichen Trachten. 68 ganze Figuren zeigen in zwei 19 Meter langen und 2 Meter hohen Glasvitrinen bei nur künstlicher Röhrenbeleuchtung (ohne jede Einwirkung auf die Farben) den einzigartigen Trachtenreichtum der nordwestdeutschen Landschaften. Diese sehr wirkungsvolle Aufstellung bietet allerdings kaum noch Raum für die verschiedenen Hilfsmittel, wie Photos, Karten, Einzelstücke der Trachten u.a., wodurch das Verständnis für die Ausstellungsstücke erleichtert würde. Es bleibt alles dem gedruckten Führer überlassen. Wegen großer Arbeitsüberlastung durch den Wiederaufbau sind nur erst Führer durch einige wenige Abteilungen erschienen. In weiteren wiederaufgebauten Räumen sind Textilien einschließlich Bearbeitung von Flachs und Wolle, Spinnen, Weben und Herstellung des Blaudrucks ausgestellt, ferner bäuerliche Töpfereien, schleswig-holsteinische Fayencen und altes Spielzeug. Außerordentlich wichtig und wertvoll ist die umfangreiche der land- und hauswirtschaftlichen Arbeitsgeräte, die zum großen Teil in einem eingebauten Original-Bauernhaus, einer „Großkate“ aus [den] Vierlanden, ausgestellt sind.

Über solchen Einbau kann man sehr verschiedener Meinung sein. Gesellschaftliche Verhältnisse werden nur am Rande und dann ganz „unverbindlich“ erwähnt. Der Anschluß an die Gegenwart ist zwar in einigen Abteilungen vorhanden, z. B. in [4] der „Nordseefischerei“, jedoch irgendeinen Einschnitt bei Beginn der neuesten Zeit ab 1945 sucht man vergebens.

Wenig ansprechend sowohl vom Material als auch von der der Gestaltung her ist die vor- und frühgeschichtliche Abteilung; sehr gut sind jedoch die am Beginn der Abteilung angebrachten Zeittafeln, die u.a. einen sehr anschaulichen Überblick über die Pflanzenwelt, Tierwelt, Wohnweise, Keramik der verschiedenen Stufen vermitteln. [...] Wegen des großen Umfanges der volkskundlichen Abteilungen, hat Frau Dr. Schwindrazhein jetzt einen jungen wissenschaftlichen Mitarbeiter bekommen, Herrn Heinz-Wilhelm Haase, der sehr gern die Museumsarbeit bei uns kennen lernen möchte, besonders auf volkskundlichem Gebiet, da er sich in diese Materie erst einarbeiten muß. Herr Haase äußerte den Wunsch, mich am nächsten Tag durch das Filialmuseum, das Jenisch-Haus zu führen. Es wurde 1828–1834 nach Entwürfen von Schinkel und Forstmann erbaut, 1953–1955 wiederhergestellt, dient dem Senat heute für Empfänge und wird außerdem als Museum hanseatischer, großbürgerlicher Wohnkultur gezeigt. Der sehr schöne, alte, vor einigen Jahren ebenfalls wiederhergestellte Park ist jetzt [eine] öffentliche Grünanlage.

Am Sonntag, d. 30. April suchte ich die Kunsthalle auf, in der mich vor allem die Werke von Philipp Otto Runge (geb. 1777 in Wolgast) und von Caspar David Friedrich (geb. 1774 in Greifswald) interessierten, die ich seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen hatte. Die Kunsthalle zeigte außerdem noch eine Runge-Gedächtnis-Ausstellung aus Anlaß der 150. Wiederkehr seines Todestages (gest. 2.12.1810 in Hamburg). 168 Scherenschnitte und Zeichnungen Runges aus dem Besitz der Kunsthalle wurden hier der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und durch einführende Texte in einem gut bebilderten Katalog erläutert. Bei der weiteren Besichtigung der an bedeutenden Kunstwerken reichen Sammlung fiel mir die verhältnismäßig große Zahl an [5] abstrakten Gemälden und Plastiken auf, die heute mehrere Räume füllen. Die Beschriftungsschilder geben häufig größere Industrierwerke als Stifter an oder irgendwelche Fonds, aus denen die Arbeiten bezahlt sind. Man fragt sich, welches Gremium über den Ankauf solcher höchst zweifelhaften Kunstwerke entscheidet. In dem Zusammenhang sei erwähnt, daß „Die Welt“ in jenen Tagen einen böswillig entstellten Bericht über die Diskussion brachte, die bei uns zwischen Werkträgern und Künstlern über die Wandgemälde für das Urlauberschiff „Fritz Heckert“¹⁰ geführt wurden. Die Meinung der werktätigen Menschen wurde verächtlich gemacht und die umstrittenen Malereien, die nun irgendwo „vergammelten“, auch nur herablassend und mitleidig beurteilt.

Da den Museen in Greifswald und Stralsund aus Sammlerbesitz Zeichnungen und Aquarelle von Caspar D. Friedrich zum Kauf angeboten sind, deren Echtheit uns nicht hundertprozentig gesichert erscheint, und deren Preise wir zu hoch finden, nahm ich die günstige Gelegenheit wahr und ließ mir am 3.5. im Kupferstichkabinett der Kunsthalle sämtliche Zeichnungen und Aquarelle von Friedrich zur genauen Durchsicht und Aufnahme geben. Es sind rund 50 Blätter, darunter auch Rügenlandschaften und andere Arbeiten, von denen die Sammlungen in Stralsund und Greifswald gute Fotokopien haben müssen. Eine Unterhaltung mit dem Betreuer des Kupferstichkabinetts über Preise für in den letzten Jahren angeschaffte Friedrich-Zeichnungen ergab, daß die Forderungen für die uns angebotenen Blätter aus Privatbesitz zu hoch sind, wie wir bereits vermuteten. Es ist Schriftenaustausch vereinbart, soweit der Inhalt die Sammlungsinteressen der beiden Museen berührt. Persönliche Einladungen müßten besser durch ein großes Kunstmuseum der DDR erfolgen.

Zwischen der Arbeit im Altonaer Museum und in der Kunsthalle lag der 1. Mai, an dem auch alle Museen geschlossen waren. Die öffentlichen Gebäude hatten geflaggt, sonst war vom Internationalen Kampf- und Feiertag der Werktätigen wenig zu spüren. Leider gelang es mir nicht, rechtzeitig zu erfahren, wann und wo Maidemonstrationen stattfinden würden, bis ich später hörte, daß der [6] Kanzler-Kandidat Willy Brandt nachmittags in Hamburg gesprochen habe, nachdem er morgens in Westberlin vor revanchistischen Landsmannschaften und anderen reaktionären Demonstranten [...] provokatorische Reden gehalten hatte. Daß Brandt in Hamburg auf Widerstand stieß und ausgepiffen wurde, versuchte die Presse zu bagatellisieren, indem sie berichtete, die Polizei habe bei der Demonstration einige randalierende Elemente abgeführt.

Ich benutzte den Tag zu persönlichen Gesprächen mit Hamburger Bekannten, die ich seit Jahren nicht gesehen und gesprochen hatte und mußte feststellen, daß einige von ihnen recht merkwürdige Anschauungen über unser Leben in der DDR hatten. Man hatte anscheinend in mir einen schlecht ernährten, dürrtüg gekleideten und durch „die ständige Unfreiheit“ in der geistigen Entwicklung gehemmten „Ostzonen-Besuch“ erwartet. Leider mußte ich diese Menschen auf der ganzen Linie enttäuschen, und sie gaben zu, daß ihr Bild in keiner Weise stimmte. Bei den vielen Fragen und Vergleichen wurde ganz offensichtlich, daß drüben nur – wie sollte es auch anders sein – negative Erscheinungen registriert werden. So wußte man z. B. so gut wie nichts von der hervorragenden Entwicklung unseres Landschulwesens, nichts von den vorbildlichen Leistungen unserer Werften, wenig von der verantwortungsvollen Pflege des kulturellen Erbes. [...] Natürlich spielte in den Gesprächen die Republikflucht eine Rolle sowie die in der Presse breit ausgewalzte „Rationierung der Butter in der Sowjetzone“. Meine Gesprächspartner waren sehr betroffen, als ich ihnen unwiderlegbare Beweise für die systematische Abwerbung von

Handwerkern, andererseits aber auch für die Übersiedlung vieler Westdeutscher nach der DDR geben konnte. Als ich einige Beispiele von westdeutschen Ärzten in Stralsund gab, meinte man sogar, das könnten wohl keine tüchtigen Ärzte sein; aber auch dieser Einwand war zu widerlegen. Die Schwierigkeiten in der Butter- und Fleischversorgung erklärte ich ihnen, mußte aber zugleich sagen, daß ich meinen eigenen Bedarf bisher immer [7] hatte gut decken können, daß die in manchen Städten eingeführten Kundenlisten eine vorübergehende Erscheinung seien, die den Hamsterern vorbeugen und für gerechte Verteilung sorgen sollten. [...] Ich erlebte auf Schritt und Tritt, wie teuer das Leben drüben ist, vor allem auch bei den vielen kleinsten Ausgaben, wie Eintrittsgeldern, Garderobenablage u. dgl.

Ganz erschreckend ist die Zahl der täglichen Verkehrsunfälle, für uns unfaßbar aber die steigende Zahl schwerer Verbrechen. In den wenigen Tagen, in denen ich in Hamburg war, geschahen mehrere furchtbare Morde, und man suchte außerdem nach verschleppten Kindern, an denen in letzter Zeit die grausigsten Verbrechen verübt wurden. Ich wurde gewarnt, gegen Abend allein durch die Anlagen zu gehen auch in der Nähe von verkehrsreichen Straßen. Das Ansteigen der Verbrechen um mehr als 4 % wurde in den Zeitungen offen zugegeben.

Ganz anders als oben geschildert verlief die Unterhaltung mit den Menschen, die die DDR kannten. So verbrachte ich einen Abend in der Familie von Professor Dr. Eggers¹¹, Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Hamburgischen Museums für Völkerkunde und Vorgeschichte. Hier galt es nicht erst irrige Vorstellungen zu überwinden. Prof. Eggers war schon oft zu Studienzwecken in Greifswald und Stralsund¹² und möchte in diesem Sommer 14 Tage Urlaub mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen bei Bekannten in unserem Bezirk verbringen und dabei auch Stralsund wieder aufsuchen. [...] [8] Herr Hans Kuckuck, Studienrat am Christianeum in Hamburg-Altona [...] erzählte mir, daß von seiner Schule der Direktor mit einigen Lehrern und Schülern jetzt zum Erfahrungsaustausch nach Rostock eingeladen gewesen sei und mit sehr positiven Eindrücken zurückgekommen wäre. Er selber habe auch großes Interesse, einmal an solchem Austausch teilzunehmen. Herr Kuckuck hat vor einem Jahr in Stralsund Verwandte besucht und nimmt regen Anteil an unserer Entwicklung vor allem auf kulturellem Gebiet.

Eines der Hauptziele meiner Reise war der Besuch des Museums für Hamburgische Geschichte am Holstenwall. Umfang und Vielseitigkeit der in einem großen Gebäudekomplex untergebrachten Sammlungen, sowie die Fülle wertvoller Exponate sind imponierend: aber Gestaltung und Aussage bieten kaum Anregung für unsere Museumsarbeit. [...] Mich interessierten vor allem Stadtgeschichte und Schifffahrt. Die städtebauliche Entwicklung ist durch viele gute Modelle und Bilder dargestellt. Während aber der große Brand vom Jahre 1842 sehr ausführlich behandelt wird, sucht man vergeblich nach einem Hinweis auf

die furchtbaren Zerstörungen durch die Bombenangriffe im zweiten Weltkrieg. Diese Ereignisse werden genau so ignoriert bei der Entwicklung des Hafens, die an großen, ganz ausgezeichneten Modellen gezeigt wird, und zwar [9] der Zustand des Hafens am Ende des 19. Jahrhunderts, am Beginn des 20. Jahrhunderts und um 1950. Die Hafenmodelle sowie viele der hervorragend gebauten Schiffsmodelle und andere Ausstellungsstücke sind von den Werften oder anderen kapitalistischen Großbetrieben gestiftet. Ich hoffte dann über Zerstörung und Wiederaufbau der Stadt im neu eröffneten Raum „Stadt und Vororte im 19. und 20. Jahrhundert“ etwas zu finden; dort wurde aber als erste Serie in Großdia: „Auf Hamburgs Straßen vor dreißig Jahren“ gezeigt.

Wenn auch die jahrzehntelang betriebene systematische Sammeltätigkeit dieses großen Hamburger Museums nicht nachgeholt werden kann, so sollte Rostock doch unverzüglich daran gehen, alles Material zur Entwicklung des Rostocker Hafens für eine spätere Gestaltung in einem besonderen Schiffahrtsmuseum¹³ zu sammeln. Mehrmals wurde mir in Hamburg gesagt, daß man die Konkurrenz des Rostocker Überseehafens sehr fürchte. Den Aufbau eines solchen Schiffahrtsmuseums können aber Museumsfachleute keinesfalls allein bewältigen. Es ist zu empfehlen, bald ein entsprechendes arbeitsfähiges Kollektiv zu bilden und diesem die Möglichkeit zu geben, die betreffenden Abteilungen im Museum für Hamburgische Geschichte zu besichtigen; denn sie bieten von Ausstellungsmaterial her sehr viele Anregungen für die Einrichtung eines Schiffahrtsmuseums. Es wäre ratsam, dann auch die Abteilung Schiffbau in Altonaer Museum zu besuchen. Da ich nicht glauben konnte, daß in einem gegenwartsbezogenen Museum die schweren Zerstörungen während des zweiten Weltkrieges keine Erwähnung gefunden haben sollten. fragte ich noch einmal die Aufsicht, weil einige Räume nicht zugänglich waren. Sie bestätigte mir, daß davon bisher keine Notiz in der Sammlung genommen worden sei. [...] [10]

Am letzten Tag, dem 5.5. sah ich mir noch das Museum für Kunst und Gewerbe an, das in moderner Aufstellung viele kostbare und seltene Erzeugnisse auch außereuropäischer Kulturen zeigt und die Sammlung in einigen Teilen bis zur Gegenwart fortführt. Unter Möbeln und Keramik fand ich manches Stück, das über die Herkunft und genauere Zeitbestimmung einiger Stralsunder Museumsgegenstände wichtigen Aufschluß geben konnte. War schon die Beschriftung in den anderen Museen sehr spärlich, so schien diese Sammlung nur für wenige „Auserwählte“ bestimmt zu sein. Zwei Textproben seien hier angeführt: „Waffen und Schmuck der Luristan-Kultur“, „Subcintorium mit Wappen von Papst Benedikt XIII“. In der Tonart war fast alles gehalten, nur manchmal etwas verständlicher. Sind wir in unseren Museen oft in der Lehrhaftigkeit zu weit gegangen und nun ernstlich bemüht, dem Besucher nicht zu vielen Text zuzumuten, so scheint mir das andere Extrem ganz verfehlt zu sein; denn unsere

Besucher verlangen ausreichende Erklärungen und solche, die allgemein verständlich sind. Das wird in Westdeutschland nicht anders sein. Man kann auch nicht alles dem gedruckten Führer überlassen; dadurch zwingt man den Besucher indirekt, solchen meist nicht billigen Führer oder Katalog zu kaufen.

Am letzten Abend war ich noch einmal mit meiner Freundin zusammen, die mir auch eine Einladung nach Stralsund geschickt hatte. Sie ist Lohnbuchhalterin in einer Ewerführerei und konnte nicht genug hören über unser Leben in der DDR. Sie hatte auch dafür gesorgt, daß ich mit ihren Bekannten und Verwandten zusammen kam, um mich mit ihnen über die verschiedensten Probleme auszusprechen. [...] [11] Ich hoffe, daß diese menschlichen Kontakte und fachlichen Verbindungen auf ihre Weise dazu beitragen werden, unsere gesamtdeutsche Arbeit zu fördern und uns dem Ziel der Wiedervereinigung näher bringen.

gez. K. Rieck

Am 3. Mai 1961 schickte Käthe Rieck eine Postkarte mit der Abbildung einer „Stube aus der Wilstermarsch 1759“ aus dem Altonaer Museum *An die Mitarbeiter des Kulturhistorischen Museums Stralsund*, die bereits am 5. Mai 1961 den Eingangsstempel des Museums erhielt.

Allen Mitarbeitern schicke ich die herzlichsten Grüsse. Habe vor lauter Sehen noch keine Zeit zum Schreiben gehabt. Wetter soweit gut. – Von den Museen gibt es viel zu berichten. Im Altonaer war ich 1½ Tage, bin dort nun aber fertig. In der Kunsthalle gab es wunderbares Wiedersehen mit den herrlichen Runges. Dort muss ich heute noch weiterarbeiten. – Oft ist es mit den „Hanseaten“ gar nicht ganz einfach. – Reise ging übrigens sehr glatt. [unleserlich] neues viel berichten. – Heute steht wieder allerlei auf dem Programm. – Fernsehübertragung klappte hier [unleserlich] nicht. Wie mag alles verlaufen sein? Ohne Ärger?

Bis auf gesundes Wiedersehen Ihre Käthe Rieck

Anmerkungen

- 1 Zur Tätigkeit Käthe Riecks als Museumsdirektorin und Denkmalpflegerin findet sich im Stadtarchiv Stralsund ein umfangreicher Aktenbestand (Rep. 39, Nr. 4642: Personalakte Käthe Rieck; Rep. 54, Nr. 616, 616p, 616q, 616r; Rep. 61, Nr. 2300; sowie der Nachlass Rieck Rie 1 – Rie 6.
- 2 Zur Biografie Käthe Riecks vgl. Peter Danker-Carstensen: Porträts Stralsunder Museumsdirektoren (Teil 3) Käthe Rieck (1902-2004), in: POMMERN Zeitschrift für Kultur und Geschichte, Heft 3, 2025, S. 36-40.
- 3 Der Antrag auf Genehmigung der Dienstreise an die Abt. Kultur beim Rat der Stadt ist als Entwurf erhalten und daher nicht unterzeichnet.
- 4 Das Restaurant Hirte mit „Fremdenzimmer“ befand sich laut Hamburger Adressbuch, Bd. 1 von 1960, unter der Adresse „Am Bahnhof“.
- 5 Das Altonaer Museum, gegründet 1863, beinhaltete anfangs vor allem naturkundliche Sammlungen. 1888 wurde es von der Stadt Altona übernommen. Zur Jahrhundertwende erbaute man einen repräsentativen, 1901 eingeweihten Neubau. Das „Altonaer Museum“ erhielt damals seinen Namen. – und den ersten hauptamtlichen Museumsdirektor: den Lehrer, Zoologen und Geographen Otto Lehmann (1865–1951). Das Museum wurde zum 250-jährigen Stadtjubiläum Altonas 1914 mit einem neuen Flügel erweitert, 1934 bis 1936 wurde eine Vorgeschichtliche Abteilung eingerichtet.
- 6 Gerhard Timmermann (1899–1990) studierte nach einer Schiffbaulehre von 1920 bis 1922 Schiffbauingenieur in Hamburg und arbeitete anschließend als Betriebsassistent bei der Schiffswerft und Maschinenfabrik Janssen & Schmilinsky. Seit 1946 war Timmermann am Altonaer Museum als Fotograf und Kurator tätig. Timmermann war bis zu seiner Pensionierung Leiter der Schifffahrts- und Fischereiabteilung des Museums.
- 7 Gerhard Wietek (1923–2012) begann 1944/45 ein Medizinstudium an der Universität Rostock. Im Februar 1945 floh er über Prag nach Westdeutschland. 1945/46 setzte er an der Universität Kiel das Medizinstudium fort, musste es jedoch wegen der Folgen einer Kriegsverletzung aufgeben und studierte stattdessen ab 1946 in Kiel Kunstgeschichte, Literatur, Geschichte und Philosophie. Nach einem Volontariat am Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum auf Schloss Gottorf begann Wietek 1954 seine Museumslaufbahn am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. 1959 wurde er als Nachfolger von Günther Grundmann Direktor des Altonaer Museums, an dem er umfangreiche Aufbauarbeit leistete. 1978 wurde er zum Landesmuseumsdirektor des Landes Schleswig-Holstein berufen. Zugleich übernahm er die Leitung des Landesmuseums auf Schloss Gottorf.
- 8 Für seine Dissertation führte Wietek u. a. eine Studienreise nach Italien und einen mehrwöchigen Forschungsaufenthalt am Goethe-Nationalmuseum Weimar durch. 1951 promovierte er mit der Arbeit Goethes Verhältnis zur Architektur zum Dr. phil. Die Dissertation befand sich 1959 beim Insel-Verlag in Leipzig bereits im Druck. Wegen der Verschärfung des politischen Klimas wurde die Veröffentlichung jedoch durch das DDR-Kulturministerium verweigert.

9 Hildamarie Schwindrazheim (1902–1998) war Kulturhistorikerin und arbeitete von 1932 bis 1967 am Altonaer Museum, zuletzt als Hauptkustodin. Sie verfasste den 1950 erschienenen Führer durch das Altonaer Museum I. – Die Bauernstuben, sowie 1958 von Der Wiederaufbau der kulturhistorischen Abteilung des Altonaer Museums (Zustand Januar 1957).

10 Die FRITZ HECKERT war ein 1959/60 auf der Mathias-Thesen Werft in Wismar gebautes und durch den VEB Deutsche Seereederei Rostock bereedertes Kreuzfahrtschiff, das im DDR-Sprachgebrauch als FDGB-Urlauberschiff bezeichnet wurde. Es war für damalige Verhältnisse äußerst modern ausgerüstet. Zur Finanzierung des Schiffes trugen zahlreiche volkseigene Betriebe (VEB) der DDR mit Leistungen und Geldspenden durch die sogenannte Steckenpferd-Bewegung bei. Die Fritz Heckert war der einzige Neubau eines Kreuzfahrtschiffes in der DDR. Nach etlichen Weiterverkäufen trug es zuletzt den Namen Gulf Fantasy.

11 Hans Jürgen Eggers (1906–1975) studierte in Greifswald, Tübingen, und Berlin und schloss sein Studium mit einer Dissertation über Die magischen Gegenstände in der altisländischen Prosaliteratur ab. Am Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin arbeitete Eggers zunächst bei Wilhelm Unverzagt an der Aufnahme vorgeschichtlicher und mittelalterlicher Burgwälle. 1933 kam er zu Otto Kunkel an das Pommersche Landesmuseum in Stettin. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er Hauptkustos der vorgeschichtlichen Abteilung am Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte und lehrte von 1946 bis 1971 an der Universität Hamburg. Eggers wurde 1941 korrespondierendes und 1956 ordentliches Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts (wikipedia.org/wiki/Hans_Jürgen_Eggers).

12 Käthe Rieck kannte Eggers schon aus seiner Tätigkeit am Pommerschen Landesmuseum in Stettin. Eggers war einer der Autoren des ersten Bandes (Schwerin 1961) des von Käthe Rieck mitinitiierten Greifswald-Stralsunder Jahrbuchs. Eggers besuchte das Kulturhistorische Museum Stralsund u. a. im Herbst 1966. (Archiv Stralsund Museum, Nr. 5.1.1.2.2.)

13 Ein Schiffahrtsmuseum (der DDR) wurde in Rostock bereits seit längerer Zeit geplant, aber erst 1969 im ehemaligen Städtischen Museum am Steintor eröffnet. Der 1960 eröffnete Rostocker Überseehafen spielte in der Dauerausstellung des Museums stets eine bedeutende Rolle.

der folgenden Jahre verkam die Heimatkunde – in diesem Sinn keineswegs unverfänglich und unbelastet – ähnlich wie die eng mit ihr verwandte Volkskunde zu einer pseudowissenschaftlichen Legitimationsinstanz völkischer und rassistischer NS-Programmatik und -Ideologie. Nach dem Zweiten Weltkrieg dann lange Zeit – und vielfach sicher nicht zu unrecht – mit konservativen bis reaktionären Tendenzen assoziiert und nicht zuletzt deshalb in liberalen und progressiven Kreisen vielfach verpönt, galt die als Heimatkunde betriebene Heimatgeschichte der universitär verankerten (Landes-)Geschichtsforschung als politisch vorbelastet und durch ideologische Scheuklappen in ihrem Blick auf die vergangene Wirklichkeit verengt. Entsprechend bestanden auf Seiten der Heimatgeschichte nicht unerhebliche Vorbehalte gegenüber einer als borniert und selbstverliebt wahrgenommenen akademischen Sphäre, die sich abgehoben von der Welt in einer Art Elfenbeinturm betätigte. Solche Sichtweisen dürfen heutzutage als weitgehend überwunden angesehen werden. Man hat auf beiden Seiten den hohen Wert des Miteinanders zu schätzen gelernt. So wird bei der Erstellung von wissenschaftlichen Quellenwerken und Kompendien die aus der Beschäftigung mit lokalen Quellenbeständen erwachsene Expertise der Heimatkunde genutzt, während man auf Seiten der Heimatkunde die an Theorien und übergeordneten Fragestellungen ausgerichtete Geschichtswissenschaft schätzt und sich von ihr inspirieren lässt. Letztlich weiß man sich in Anlehnung an den „mundus in gutta“-Gedanken in dem Bemühen vereint, aus der lokalen Überlieferung erarbeitete Erkenntnisse in übergeordnete Verhältnisse einzubinden und umgekehrt den allgemeinen historischen Entwicklungen im Spiegel regionaler, aber eben nur vermeintlich unbedeutender Nachrichten nachzuspüren. Lokale Verhaftung und an übergeordneten Fragestellungen orientierte Forschungsstrategien lassen sich, wie man heute weiß, eben durchaus in eine Synthese einbinden.

Gleichzeitig hat der Heimatbegriff in jüngerer Zeit eine neue, betont offene und an der Vielfalt kultureller Praktiken orientierte Ausdeutung erfahren. Dies spiegelt sich im Land zwischen den Meeren geradezu idealtypisch in der programmatischen Neuausrichtung des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes wieder, der unter den selbstbewusst nach außen getragenen Gedanken „Heimat ist Vielfalt“ und „Heimat ist bunt“ zur Betätigung in regional verankerter Geschichts- und Kulturarbeit anregt, dabei nicht zuletzt auch die Gedanken von Weltoffenheit und Toleranz in den Mittelpunkt stellt und die Achtung von Rechtsstaatlichkeit und Menschenwürde propagiert. In diesem Sinn scheint man landauf, landab verstanden zu haben, welche Chance sich hier für eine an freiheitlich-demokratischen Grundgedanken ausgerichtete Prägung jeweils regionaler Identität bietet. Dies Prägbarkeit gilt natürlich keinesfalls nur für demokratisch verfasste Gesellschaften, sondern ganz allgemein, und so lassen sich eben sowohl aus der westdeutschen Neugründung der Länder nach dem Zweiten Weltkrieg wie aus der zu Beginn der 1950er Jahre vollzogenen Transformation der ostdeutschen Länder in DDR-Bezirke und aus deren Wiederab-

wicklung nach der Wende von 1989/90 vielversprechende Ansatzpunkte für die Erforschung der Überformung regional verankerter Identitäten gewinnen. Gleichzeitig vermag in der Sphäre der heimatlichen Abgeschiedenheit eben bisweilen auch leichter zu überdauern und sich ideologischer Vereinnahmung zu entziehen, was in zentralen Hochschul- und Ausbildungsinstituten umso leichter von totalitären Regimen gleichgeschaltet und vereinnahmt werden kann.

Gerade vor dem Hintergrund der angedeuteten Öffnung des Heimatbegriffs von Seiten der Heimatvereine wirkt es umso befremdlicher, mit welcher anmaßender Selbstverständlichkeit Vertreterinnen und Vertreter der neuen Rechten, den Heimatbegriff zur Verbreitung und vermeintlichen Legitimation ihrer dumpfen Parolen missbrauchen. Dem gilt es entschieden entgegenzuwirken, was bei den heimatkundlich engagierten Vereinigungen den kritischen Umgang mit Begrifflichkeit und eigener programmatischer Ausrichtung einschließt. Dazu kann nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit den im vorliegenden Band veröffentlichten Forschungen wie überhaupt die enge Kooperation zwischen professionell betriebener (Landes-)Geschichtsforschung und historisch ausgerichteter Heimatkunde beitragen.

Im Anschluss an Vorwort und Einführung der Herausgeber Oliver Auge, Michael Hecht und Christian Hoffarth enthält der vorliegende Band zu zahlreichen Aspekten der vorausgehend reflektierten Gedanken folgende Beiträge: Willi Oberkrome: *Heimatgedanke und Landesgeschichte. Zur Funktion fusionierender Ordnungskonzepte nach 1918.* – Martin Göllnitz: *Stadt, Land, Volk? Zur wissenschaftspolitischen Instrumentalisierung der Landesgeschichte im Kontext von Heimat und Volkstumskampf in der Zwischenkriegszeit.* – Michael Kißener: *Regionale Identitätskonstruktionen und die Produktion von Heimatgefühl. Die Historiker und das Land Rheinland-Pfalz in den Neugliederungsdebatten nach 1945.* – Johannes Schütz: *Landesgeschichte – Regionalgeschichte – Heimatgeschichte. Das Spannungsfeld laienhistorischer Forschungen in der DDR.* – Andreas Rutz: *Heimatrenaissance und Landesgeschichte. Zur (De-)Kolonialisierung kleiner Räume.* – Markus Hartmann / Christoph Jahn: *Online zwischen Elchen, Erbe und Erinnerung. Das digitale Potential der Heimatsammlungen in Schleswig-Holstein.* – Haik Thomas Porada: *Von den „Werten der deutschen Heimat“ 1957 zu den „Landschaften in Deutschland“ 2022. Ein Praxisbeispiel zur Entwicklung des Heimatbegriffs in der geographischen Landeskunde.* – Patrick Reitinger: *Regionale Geographie zwischen Ideologie und Borniertheit? Die Entwicklung der Geographischen Landeskunde in Westdeutschland (1970-1990).* – Oliver Auge: *„Vor Borniertheit und Ideologie bewahren“ – Regionalgeschichte als wichtigste Begleiterin von Heimatgeschichte?* – Wilfried Setzler: *Der Schwäbische Heimatbund und die württembergische Landesgeschichte.* – Sebastian Hösch: *Einladung? Geistige Landesverteidigung? Die Darstellung von „Heimat“ durch „Heimatsforscher“ vor Publikum.* – Martina Steber: *Übersichtlichkeit zwischen zwei Buchdeckeln. Lokale Selbstvergegenwärtigung in Heimatbüchern*

der frühen Bundesrepublik. – Lioba Keller-Drescher: *Das Denkmalamt als Heimatschutzbehörde. Das Beispiel Württemberg um 1920.* – Eva Bendt: *Heimatliebe in Vitrinen. Das Heimatkonzept und die historischen Museen in Bayerisch-Schwaben.* – Lena Krull: *Auf der Suche nach dem „Stamm“. Trachtenforschung als interdisziplinäres Projekt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* – Enno Bünz: *Die Sächsischen Heimatblätter in der DDR. Ansprüche, Konzepte und Inhalte zwischen sozialistischer Heimatideologie und Regionalforschung.* – Ferdinand Kramer: *Geschichte – Heimat – Staat und Politik. Aspekte einer Wechselbeziehung in München.*

Eine Übersicht über die Autorinnen und Autoren beschließt den Band, der (wissenschafts-)politisch zu rechten Zeit erschienen ist. Es wäre zu wünschen, dass die Arbeitsgruppe Landesgeschichte im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands die in vielfältiger Variation mitgeteilten Anregungen aus dem Band zum Anlass nehmen wird, sich weiter mit der Sache zu beschäftigen, und die in den letzten Jahren immer bessere Kooperation zwischen Heimatkunde und universitärer Landesgeschichtsforschung in Zukunft weiter vertieft – gegen ideologische Vereinnahmung und Borniertheit!



Sylvina Zander: Zwischen „ehrbär“ und „liederlich“. Zur Geschichte der Frauen in Oldesloe vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, 324 S., Hamburg: Wachholtz-Verlag 2024, ISBN 978-3-529-05088-6, 34,- €

Von Ortwin Pelc

Es mag schwieriger erscheinen, für die weibliche Hälfte der Menschheit historische Quellen in den Archiven zu finden als für die männliche Welt, Sylvina Zander gelingt dies jedoch eindrucksvoll für die Stadt Itzehoe vor allem in deren Stadtarchiv, aber auch im Landesarchiv Schleswig-Holstein sowie dem Kirchenkreisarchiv Plön-Segeberg. Sie unterteilt ihre Studie in fünf thematische Kapitel mit dem Schwerpunkt auf dem 17. bis 19. Jahrhundert. Ein kurzer erster Teil behandelt die Rahmenbedingungen von Frauenleben unter den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Oldesloes sowie der Rechtsstellung der Frauen in diesen Jahrhunderten. Im zweiten Teil geht es um die Lebenszyklen des weiblichen Teils der Oldesloer Bevölkerung von der Kindheit bis ins hohe Alter. Mit ersten Impfungen wurde seit 1811 versucht, der hohen Kindersterblichkeit zu begegnen. Von der damaligen großen Zahl der Kinder wuchsen nicht alle bei ihren leiblichen Eltern auf und viele mussten zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Dennoch war der Schulbesuch gerade auch für Mädchen wichtig. Über die Jugendzeit von Mädchen geben die Quellen weniger Auskunft, sie war geprägt von der Vorbereitung (bei den unteren Ständen) auf einen Dienst oder (bei gehobenen Ständen) die Ehe, aber auch von der Geschlechtsreife und Partnersuche sowie Vergnügungen. In der Berufsphase der Dienstmädchen sind deren Herkunft und Mobilität sowie die Gegensätze zwischen reglementierenden Gesindeordnungen und der Realität der Dienstverhältnisse von Interesse. Die von vielen Frauen angestrebte Ehe löste diese zwar aus elterlicher oder dienstherrlicher Kontrolle, die Frau musste sich aber dem Mann unterordnen, z. B. besonders in Finanzfragen. Gerade im Gewerbe gab es eheliche Arbeitsgemeinschaften, jedoch auch diese schlossen Ehekonflikte nicht aus. Alleinstehende Frauen lebten in eigenen Haushalten, zu Untermiete und bei ihren Eltern, waren berufstätig, und im Alter – wie ein Teil der Witwen – von Armut bedroht. Die Lebensbedingungen in den Oldesloer Armenanstalten waren dann prekär, besser war die Witwenversorgung für Handwerker-, Pastoren- und Lehrerfrauen. Umherziehende arme Frauen gehörten allen Altersstufen an und wurden durch Bettelordnungen und Bestrafungen obrigkeitlich verfolgt.

Ein drittes Kapitel hat den weiblichen Körper zum Thema und hier besonders das Konstrukt der „Ehre“. Letztere war eng mit der Sexualität verbunden, denn Töchter und Ehefrauen hatten „rein“ zu sein. Frauen, die vor oder außerhalb der Ehe tatsächliche oder nur vermutete sexuelle Kontakte hatten, wurden bestraft, Männer in weit geringerem Maße. Gingen aus dieser „Unzucht“ sogar Kinder hervor, traf es die Beteiligten umso schwerer, was an Beispielen gezeigt wird. Solchermaßen auch als „Huren“ gebrandmarkte Frauen lebten unter prekären Bedingungen, insbesondere wenn sie nicht verheiratet waren. In diesem Zusammenhang analysiert Sylvina Zander auch den Umgang mit – damals meist nur vermuteten – Abtreibungen, heimlichen Geburten und Kindsmord. Nur in geringer Zahl überliefert sind in Oldesloe Fälle von sexueller Belästigung, Vergewaltigung und Prostitution.

Im vierten Kapitel wird die Kriminalität von Frauen näher betrachtet. Dazu zählen vor allem drei Hexenprozesse, wenige Kapitalverbrechen wie Mord, aber zahlreiche Anklagen an Frauen aller Altersgruppen wegen Diebstahl, zu denen – oft wegen akuter Notlagen – insbesondere Dienstmägde gehörten. Gegen Frauen gab es auch Prozesse wegen Tötlichkeiten, Beleidigungen und „Widersetzlichkeit“.

Ein fünftes Kapitel behandelt Frauengruppen unter den veränderten administrativen Rahmenbedingungen der preußischen Zeit seit 1867, die auch von der beginnenden Industrialisierung geprägt war: Die angeworbenen schwedischen Arbeitsmigrantinnen, von denen viele in der Papierfabrik arbeiteten, und die verstärkte Mädchenbildung, die von der bürgerlichen Frauenbewegung gefordert wurde und nach Anfängen 1867 dann schließlich 1907 zur Gründung einer städtischen höheren Mädchenschule führte.

Sylvina Zander findet für die erwähnten Themenbereiche aus der Geschichte der Frauen bemerkenswerte Vorgänge und Beispiele in der Oldesloer Stadtgeschichte, die es woanders wohl in ähnlicher Ausprägung gab. Wichtig waren jeweils die familiäre Herkunft und soziale Stellung der Frau, wobei Angehörige der unteren Schichten eher in Konflikt mit herrschenden Normen kamen und damit in den Quellen auftauchen. Sie kann eine grundsätzliche soziale Asymmetrie und hierarchische Ungleichheit zwischen Frauen und Männern in fast allen Lebensbereichen durch die gesamte hier betrachtete Zeit feststellen. Zugleich traten Frauen durchaus aber auch als Handelnde auf, die ihre Interessen vertraten. Von der politischen Mitwirkung waren sie jedoch bis 1919 ausgeschlossen. Interessant wäre es, eine Fortführung für das 20. und 21. Jahrhundert in den Blick zu nehmen, mit der in einer Lokalstudie wie dieser Kontinuitäten und der rasante Wandel der Frauenrollen und -rechte durch die Jahrzehnte verfolgt werden könnte.

Christina Deggim: Die Flüchtlingssuchkartei Stade/Elbe, vormals Flygtningeadministrationens Kartotek Kopenhagen. Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Stade 28. Stade 2025. ISBN: 978-3-938528-18-1 (196 S.)

Von *Veronika Janssen*

Zwischen Februar und Mai 1945 erreichten ungefähr achthundert Schiffe mit deutschen Flüchtlingen aus Ostpreußen und Pommern das von Deutschland besetzte Dänemark. Nach der deutschen Kapitulation befanden sich dort etwa 207.000 deutsche Flüchtlinge. Da diesen aufgrund der schlechten Versorgungslage zunächst die Aufnahme in die britische Besatzungszone verwehrt wurde, oblag die Kontrolle und Versorgung der nun zentral in Internierungslagern Untergebrachten der dänischen Regierung. Diese richtete dafür eine Flüchtlingsverwaltung (Flygtningeadministrationen) ein, die ein zentrales Flüchtlingsregister anlegte. An alle Flüchtlinge wurden vorgefertigte Meldekarten ausgegeben. Diese Kartei, die Flygtningeadministrationens Kartotek, diente anfangs der Suche nach Kriegsverbrechern und der Entnazifizierung, wurde aber bald zu „Dänemarks zweitgrößtem Einwohnermeldeamt“ (S. 12). Die Karteien, die in einzelnen Lagern in Eigenregie angelegt worden waren, wurden in diese integriert. Umzüge zwischen verschiedenen Lagern wurden ebenso festgehalten wie Geburten und Todesfälle.

Auf dem so zusammengetragenen Datenmaterial basierte auch der Aufbau eines Familien-Suchdienstes, an dem unter Leitung von Ralph Holm von Dänischen Roten Kreuz etwa hundert deutsche Flüchtlinge ohne Bezahlung arbeiteten. Holm und seinen Mitarbeitern gelang es, zahlreiche durch Krieg und Flucht zerrissene Familien wieder zusammenzuführen. Eine besondere Rolle spielte dabei die aus Königsberg geflohene Hildegard Kowalkowsky (1899–1980) als Leiterin der Kindersuchabteilung. Sie hatte in Ostpreußen bei einer Zeitung gearbeitet und war auch als NS-Propagandarednerin aufgetreten, durfte aber bei der Flüchtlingsverwaltung bleiben,



da sie sich als unverzichtbar erwiesen hatte für den Suchdienst. Als erster Suchdienst verwendeten sie dabei Fotos eltern- und teilweise namenloser Kinder, die in einer „Suchzeitung“ und mittels Plakate in ganz Deutschland verbreitet wurden. Die Mitarbeiterinnen führten einen unermüdlichen Briefwechsel, teilweise über fünfzig Schreiben, um ein Kind wieder mit einem Elternteil zu vereinen. Große Schwierigkeiten bereitete dabei einerseits die großflächige Zerstörung der deutschen Städte, andererseits die Aufteilung in vier Zonen.

Nach Auflösung der dänischen Internierungslager wurde die Kartei ab März 1949 nach Stade umgesiedelt, obwohl sich Heinrich Albertz als Minister für Flüchtlingsangelegenheiten vergeblich darum bemüht hatte, den Suchdienst in Kopenhagen zu belassen, da man von einer größeren Akzeptanz der dänischen Behörde in den osteuropäischen Staaten ausging. In Stade setzte sie mit hochmotivierten Mitarbeitenden unter der Schirmherrschaft des Dänischen Roten Kreuzes mit großen Erfolgen ihre Arbeit fort. Nebenbei musste die nunmehr staatlich besoldeten Angestellten die Rückzahlung von in Dänemark beschlagnahmtem Vermögen der Flüchtlinge organisieren. Ab 1950 war die Bundesregierung Träger der Suchdienste. Im Zusammenhang mit deren Neuorganisation und der Konzentration auf die Suche von Wehrmachtsvermissten Rückführung der Kriegsgefangenen beschloss sie Mitte des Jahres die Einstellung der Mittel für die nun in ihren Verantwortungsbereich übergegangenen dänischen Kartei. Die meisten Mitarbeiterinnen wurden sofort versetzt, die Schreibmaschinen gingen an die Caritas. „Fräulein Kowalkowsky“ unternahm mit Unterstützung von Holm zahllose Rettungsversuche. Sie verfasste das kleine Büchlein *Wie wir sie fanden ...* über die Erfolge ihrer Arbeit und kämpfte mit Zeitungsartikeln und Briefen an Regierungsmitglieder um den Erhalt der Kartei. Derweil arbeiteten die fünf verbliebenen Mitarbeiterinnen bei der Stader Kindersuchkartei mit Billigung des Stader Regierungspräsidenten in „kalten und verstaubten Bodenkammern“ (S. 94) illegal und weitgehend ehrenamtlich weiter, um die nach wie vor zahlreichen Anfragen zu beantworten und mit dänischer Unterstützung in Polen vermisste Kinder zu ihren Familien zurückzuholen. Auch die Arbeitsgemeinschaft Kinderdienst, die die Reise von in der alten Heimat zurückgebliebenen Kindern in die Bundesrepublik organisierte, nahm die Arbeit der Stader Kartei in Anspruch. Im August 1951 wurden die Mitarbeiterinnen dann vor vollendete Tatsachen gestellt, als die Kartei nach Hamburg überführt, aber wohl nur teilweise in die dortige Kartei des DRK integriert wurde. Hildegard Kowalkowsky kämpfte zunächst verbissen weiter. Auch als sie 1953 eine neue Tätigkeit als Flüchtlingsbetreuerin antrat, bemühte sich auch weiterhin um die Zusammenführung zerrissener Familien. In einem ihrer letzten Briefe an Holm teilte sie ihm 1956 mit, dass sie mit ihrer langjährigen Freundin, die

wie sie bei der Kartei gearbeitet hatte, ein eigenes Haus in Stade bezogen habe. Später war sie, wie vor der NS-Zeit, engagiertes Mitglied der SPD.

Der Geschichte dieser Kartei und den Bemühungen, sie zu erhalten und die deutsche Suchdienstlandschaft zu erneuern, widmet Christina Deggim, Leiterin des Stadtarchivs Stade, einen großformatigen Band. Nach der Einleitung, die auch Bezug auf die aktuellen Fluchtbewegungen nimmt, schildert sie die Entstehung und Arbeit der „Flüchtlingskartei in Dänemark“ (S. 10-32). Viel Raum nimmt dabei ein im Zusammenhang mit der Ausreise der letzten Flüchtlinge aus Dänemark im Oktober 1949 geführtes Interview mit Kowalkowsky ein. Ein kurzer Exkurs über die deutschen Suchdienste (S. 32-35) zeichnet nach, wie diese Arbeit in den westlichen Zonen bis 1949 beim Deutschen Roten Kreuz gebündelt wurde, während in der Sowjetischen Besatzungszone eine eigene Behörde geschaffen wurde. In beiden Landesteilen wurde die Arbeit 1951 weitgehend eingestellt. Der größte Teil der Publikation behandelt sehr ausführlich die Geschichte der Kartei in Stade (S. 37-141) und den Kampf um ihren Erhalt. Die im Stader Archiv vorhandenen Quellen sind offensichtlich fast vollständig wiedergegeben. Man findet Kowalkowskys Briefwechsel mit Holm, darunter eine Schilderung von Stade (S. 40), ihre Klagen über die ungeeigneten Räumlichkeiten in einer mit Flüchtlingen überfüllten Kaserne beim ehemaligen Fliegerhorst und über die zunehmende Bürokratisierung – „Privatinitiative soll sich totlaufen.“ (S. 56) – bereits Ende 1949. Insbesondere die Vorgänge um die Auflösung der Kartei und der weitere Briefwechsel von Hildegard Kowalkowsky sind breit dokumentiert. In den „Schlussbetrachtungen“ (S. 143-145) äußert Deggim ihr Unverständnis über die Zerschlagung der „international anerkannte[n], sinnvoll organisierte[n] länderübergreifende[n] und auch sehr preiswert arbeitende[n] Hilfsorganisation“ (S. 143). An die Danksagung (S. 147f) schließen sich die Anmerkungen (S. 149-172) an, die über Quellenangaben hinaus ausführliche historische Einordnung – die die Leserin im Fließtext manchmal vermisste – und biographischen Angaben der erwähnten Personen bieten. Das ist leider eher unübersichtlich; so findet man die Biographie der ‚Hauptperson‘ Hildegard Kowalkowsky eher versteckt in Anmerkung 58. Die Rezensentin hätte sich daher ein eigenes Personenverzeichnis gewünscht. Es folgt ein englisches „Summary“ (S. 173-181) sowie das Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 182-195) an. Zahlreiche Abbildungen, vor allem dank des großen Formats des Bandes gut lesbare Zeitungsausschnitte, ergänzen den Band.

Oliver Auge: Kiels Geschichte im Fokus. 150 Jahre Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte (Sonderveröffentlichung der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 103), Hamburg 2025 (240 S.; zahlr. farb. Abb.; ISBN 978-3-529-08731-8; Preis: 25,- €).

von Detlev Kraack

Das 150. Jubiläum ihrer Gründung hat die eng mit dem Kieler Stadtarchiv und dem Kieler Stadt- und Schifffahrtmuseum sowie seit kurzem mit dem neuen Zentrum zur Geschichte Kiels im 20. Jahrhundert verbundene Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, die deren Vorsitzender Rolf Fischer treffend als eine „Biografin der Fördestadt“ (S. 7ff.) charakterisiert, dazu genutzt, mit einer Reihe von Veranstaltungen öffentlich auf sich aufmerksam zu machen. Am Ende des Jubiläumjahres fand am Jahrestag der Gründung selbst ein Festakt im Kieler Rathaus statt, auf dem die vorliegende Veröffentlichung einer interessierten Öffentlichkeit präsentiert wurde.

Am 10. Dezember 1875 gründete in der aufstrebenden Provinzhauptstadt Kiel eine Gruppe engagierter Bürger eine stadthistorische Gesellschaft. Mit von der Partie neben dem Verleger Dr. Wilhelm Ahlmann und dem Direktor des Museums Vaterländischer Alterthümer Heinrich Handelman der Universitätsprofessor und Historiker Carl Schirren, der Althistoriker Christian Volquardsen sowie weitere intellektuelle Köpfe und Kieler Honoratioren. Erster Vorsitzender wurde der Kieler Stadtrat Werner Kraus. Bei der Gründung der Geschichtsgesellschaft handelte es sich um ein aufgeklärtes bürgerlich-patriotisches Projekt, mit dem man – vor dem Hintergrund des rasanten Aufstiegs Kiels zur modernen Großstadt – selbstbewusst an entsprechende Vereinsgründungen in Lübeck (1821) und Hamburg (1839) anknüpfte. Dabei blickten die Gründungsväter um den Kieler Universitätsprofessor Rudolf Usinger sowie die Stadtarchivare Paul Ewald Hasse und Franz Gundlach seit jeher über den Kieler Tellerrand. Mit ihren in nah und fern viel beachteten Forschungen und Veröffentlichungen sowie Mitgliedschaften in den betreffenden



Vereinen banden sie die stadthistorischen Aktivitäten an überregionale Entwicklungen, etwa im Bereich der Landesgeschichts- und der Hanseforschung, an. Allerdings galt mit Blick auf die bürgerlich sozialisierten Akteure der Gründungsphase: „Ein Handwerker oder gar ein Arbeiter befand sich selbstredend nicht darunter. Und ganz zeittypisch auch noch keine Frau.“ (S. 52).

Im Anschluss an ein Geleitwort des Vorsitzenden Rolf Fischer und eine Dankagung des Verfassers bietet die vorliegende Veröffentlichung in zehn Kapiteln einen aus der Schriftquellenüberlieferung gearbeiteten, durch zahlreiche Zitate und Abbildungen aufgelockerten Durchgang durch die Geschichte der Kieler Geschichtsgesellschaft während der vergangenen anderthalb Jahrhunderte und wagt am Ende auch einen Blick auf zukünftige Herausforderungen und Chancen der historischen Vermittlung. Eine Liste der Vorsitzenden, aus der die langjährige Amtszeit (1986–2018) des 2025 zu Ehrenvorsitzenden ernannten Jürgen Jensen heraussticht, Aufstellungen zu Quellen und Literatur, ein Personen- und ein Abbildungsverzeichnis sowie der umfangreiche Endnotenapparat schließen die Veröffentlichung ab.

Auf dem Weg durch die 150 Jahre Vereinsgeschichte rückt die Darstellung zunächst vorausgehende Jubiläumsfeiern in den Blick und fängt auf diesem Wege vielfältige historische Perspektivierungen ein, bevor sie im zweiten Kapitel die Gründungsphase um den 10. Dezember 1875 selbst behandelt. Hier wie im Folgenden geht es jeweils um die Hauptakteure, um Forschungsdesigns und um Projekte sowie um die Konjunkturen der Gesellschaft vor dem Hintergrund der vielfältigen gesellschaftlichen und ideologischen Wandlungsprozesse seit Kiels Aufbruch in die Moderne, um neue Formate der Vermittlung und das aktuelle Bemühen darum, sich durch niedrigschwellige Angebote heutigen Rezeptionsbedürfnissen anzupassen.

All dies ist als Problemstellung nicht neu, sah sich die Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte doch von Anfang an dem Spagat zwischen einer streng wissenschaftlichen Fundierung und der Vermittlung der Ergebnisse in die Öffentlichkeit konfrontiert. Die Grundlage für ihre Aktivitäten bildete seit den Anfängen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine umfangreiche Forschungs- und Publikationstätigkeit. Im Fokus stand und steht dabei neben der Gründungsphase Kiels im 13. Jahrhundert und der mittelalterlichen und vormodernen Entwicklung bis heute vor allem die Erforschung der Kieler Stadtgeschichte seit dem Aufstieg Kiels zur Großstadt, zum bedeutenden Militär-, Werften- und Industriestandort ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Hier richtet sich der Blick insbesondere auf die Revolution im November 1918, auf die Geschichte von Weimarer Republik und NS-Zeit, auf Bombenkrieg, Flüchtlingselend und Wiederaufbau nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs. Doch hat man

mit dem neuen Zentrum für die Geschichte Kiels im 20. (und 21.) Jahrhundert kürzlich auch institutionell einen Rahmen geschaffen, in dem die Nachkriegsgeschichte mit Perspektive bis in die jüngste Zeit erforscht wird. Die in der Großregion Kiel ausgeprägten Stadt-Umland-Beziehungen, die Geschichte der Eingemeindung Kieler Stadtteile, die Wechselwirkung mit der traditionsreichen Kieler Universität und die Rolle der Stadt als – je nach Blickrichtung – Aus- oder Einfallstor nach oder von Skandinavien, überhaupt Mobilität und Migration, interkulturelles Miteinander und die stete Überformung und Integration einer im Wandel begriffenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit bilden vielfältige Themen, deren Gegenwartsrelevanz und zeitlose Bedeutung man von Seiten der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte fest im Blick hat. Und wenn Klaus Wriedt in seinem Abriss zum 100. Jubiläum der Gesellschaft 1975 betonte, dass es die Erfordernisse der Gegenwart seien, „von denen die Aufgaben der GKSt bestimmt werden“ (S. 82), so hat sich daran bis heute nichts geändert.

In diesem Sinne bietet die vorliegende Veröffentlichung in der Summe eine gelungene Mischung aus populärer Aufmachung und quellenbasierter historischer Darstellung; und da die Geschichte der Kieler Geschichtsgesellschaft in gewisser Weise einen Spiegel der Kieler Zeitläufte während der vergangenen anderthalb Jahrhunderte darstellt; ist das Jubiläumswerk selbst ein bunter Ausflug in die Geschichte der Stadt geworden. Es bleibt zu betonen, dass die Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte das Jahr ihres 175. Bestehens auf bemerkenswerte Weise dazu genutzt hat, auf sich und auf ihre Ziele und vielfältigen Aktivitäten aufmerksam zu machen. Sie wirkt aus der Gesellschaft heraus und für die Gesellschaft und möge mit dieser segensreichen Tätigkeit noch lange fortfahren.

Autoren

Fabian Boehlke
Fabian.boehlke@web.de

Dr. Peter Danker-Carstensen
pe.dece@t-online.de

Dr. Veronika Janssen
v.janssen@kg-w.de

Prof. Dr. Detlev Kraack
detlev.kraack@gmx.de

Claus Olsen
coflens@gmail.com

Dr. Ortwin Pelc
ortwin.pelc@gmail.com

Mitgliedsbeitrag / Rundbrief-Abonnement

30 € jährlich (10 € für Studierende und Mitglieder ohne Einkommen)

Bankverbindung:

Klaus-Dieter Redweik, Arbeitskreis WISO SH
Hamburger Sparkasse
Kto.-Nr. IBAN DE51 2005 0550 1500 7264 66

Kontakt:

Detlev Kraack (Tel. 04522-508391; E-Mail: detlev.kraack@gmx.de)

Internet:

<https://arbeitskreis-geschichte.de/>
<https://www.facebook.com/arbeitskreis>
<https://histoblogsh.hypotheses.org/>

AK

www.arbeitskreis-geschichte.de

ISSN 0172-9152